

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 11.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 28. October 1888. —

Große Ausgabe mit
allen Kapiteln: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.

(Fortsetzung.)

3.

Brant hatte Recht gehabt; gar zu unterhaltend war der Jour der Baronin in der That nicht. Heute gewann er jedoch durch die Thatsache, daß ein so interessanter Lebensmann, wie der reiche, junge Doctor, und noch dazu in Begleitung eines Cavaliers, wie von Berlewitz, erschien, plötzlich ein sensationelles Lustre. Das war doch ein Erfolg, um den die Baronin Kogler beneidet werden konnte und thatsächlich auch beneidet wurde. Anwesend waren die Gattin eines kaiserlichen Rathes, eine Regierungsräthin, eine Hofrätin, eine Frau Professorin, eine Frau Rittmeisterin und eine Frau Oberstin, und Alle mit ihren Töchtern, mit Töchtern in beklagenswerther Menge!

Brant und von Berlewitz bildeten sofort den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. In manchem mütterlichen Herzen regte sich sogleich eine stille Hoffnung, und in jedem ein Bedauern, die Tochter heute nicht besser und verführerischer angezogen zu haben.

Brant war zerstreut. Er war zu sehr an allerlei Huldigungen gewöhnt, als daß es ihm besonderes Vergnügen bereitet hätte, sich auch jetzt wieder so umworben zu sehen. Er war ein klarer Kopf und wußte, daß all' diese Auszeichnungen nicht seiner Person galten, sondern dem ungeheuren Reichthume, den sein Vater durch unzählige Fabriken und großartige Unternehmungen noch immer zu vermehren so freudlich war. Es war für ihn also nicht schwer, das Geld und die unheimliche Macht desselben nach Gebühr zu verachten, und dabei war diese seine Verachtung auch nicht frei von jenem Zuge der Grausamkeit, mit welcher die Reichen die Geldgier der Armen zu betrachten pflegen. Wie niedrig, sich so vor dem Golde im Staube zu winden! Vor dem Golde, mit dem man ja doch so elend sein kann! Die Reichen wissen es sehr

wohl, wie elend man trotz aller Schätze sein kann, aber die Verachtung, mit der sie die tiefe Sehnsucht der Armen nach Besitz hinnehmen, hat ihren Ursprung doch in einem logischen Irrthum. Geld ist noch nicht Glück, ganz gewiß nicht; aber es bedeutet immerhin die Verminderung einer Last, und wenn man schon von Glück nicht sprechen will, so ist es doch nicht gleichgiltig, welche Last man durch das Leben zu schleppen hat.

Viel wohler befand sich von Berlewitz, als er sich von so unerwarteter Aufmerksamkeit umgeben sah; dabei verlor er indessen den Zweck seines Besuches nicht aus dem Auge. Er bezauberte die Damen durch seine etwas selbstbewußte Liebenswürdigkeit, forschte aber immer nach der Einen, um deren willen er ja eigentlich doch nur erschienen war. Geraldine war nicht anwesend, aber

von Berlewitz war eine zähe Natur. Er wollte die geheimen Zeichen Brant's, der zum Ausbruche mahnte, nicht verstehen und fuhr fort, liebenswürdig zu sein, weil er Zeit gewinnen wollte und immer hoffte, Geraldine werde doch und doch noch eintreten.

Die Baronin war eine kluge Frau. Nachdem von Berlewitz sich einige Male eindringlich nach dem Verbleib Geraldinens erkundigt hatte, war ihr sofort die Situation klar geworden, und da sie ihre junge Freundin in's Herz geschlossen hatte und ihr von Berlewitz in der That eine glänzende Partie schien, so beschloß sie, hier Vorsehung zu spielen.

Da Geraldine für diesen Tag nicht mehr zu erwarten war, so log die Baronin frischweg, daß sie mit ihr verabredet habe, den morgigen Abend bei ihr zuzubringen, und sie würde sich recht sehr freuen, wenn die beiden Herren an diesem Abend ebenfalls eine Tasse Thee bei ihr nehmen wollten. Von Berlewitz sagte so freudig zu, daß Brant kaum noch Ausflüchte machen konnte.

Die Baronin fühlte sich nun mit einem Male sehr wichtig, weil sie sich selbst mit einer wichtigen diplomatischen Mission betraut hatte. Zunächst mußte sie sich der Anwesenheit ihrer jungen Freundin versichern. Sie fuhr zu ihr und lud Geraldine und deren Mutter so dringlich ein, daß eine Abgabe gar nicht denkbar war. Nachdem die Hauptsache geregelt, traf sie ihre Vorkehrungen, damit ihren Gästen ein würdiges Mahl vorgesetzt werde. Sie hatte lange genug Haus geführt, um zu wissen, wie wichtig für die heitere Stimmung der Gäste ein gutes Menü und gute Getränke seien.

So war dem Alles wohl vorbereitet, als sich am nächsten Abend die kleine Gesellschaft bei der Baronin wieder zusammensand. Brant hatte Geraldine auf dem Rennplatze keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, aber hier fand er, daß sein Freund in der That keinen schlechten Geschmack bekundet habe. Ihr goldiges, in's Rötliche schimmernde Haar war von seltener Schönheit, ihre schlanke Gestalt hoch und majestätisch, und ihre großen schwarzen Augen liehen dem frischen, jugendlichen Antlitz einen eigenen ersten und träumerischen Ausdruck.



Die Geschwister. Von H. Dehmichen. — Siehe Seite 190.

Lieutenant Ademar von Berlewitz strahlte vor Freude, als er Geraldine, die lange Gesuchte, endlich wieder vor sich sah, und da er auch der Damenwelt gegenüber nicht der Mann der bleichen Furcht war, so ging er sofort mit voller Schneidigkeit in's Zeug, sich der Dame seines Herzens angenehm zu machen. Er eernirte und blockirte sie nach allen Regeln der Kriegskunst und machte sich dann allen Ernstes an die Belagerung.

Brant hatte sich den beiden anderen Damen zu widmen. Geraldines Mutter, die verwitwete Majorin von Feldern, war eine Frau in den besten Jahren, die, ganz in ihren wirtschaftlichen Sorgen lebend und in ihnen aufgehend, wenig gesellschaftliche Ansprüche machte. Die Hausfrau dagegen, die keine Kinder hatte und der ihr Mann, der Director einer Versicherungsgesellschaft gewesen war, bei seinem etwa vor einem Jahrzehnt erfolgten Hinscheiden ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte, war vom Scheitel bis zu den capriciösen Absätzen ihrer französischen Schuhe ganz Gesellschaftsdame. Sie amtierte in den Ausschüssen aller erdenklichen Wohlthätigkeits-Vereine, und da sie sehr regsam war und einen zähen, ausdauernden Willen hatte, wenn sie etwas durchsetzen wollte, so geschah es nicht mit Unrecht, daß ihr allenthalben viel Einfluß zugeschrieben wurde.

Bei Tische drehte sich die Unterhaltung um den gestrigen Jour, beziehungsweise um die Gesellschaft bei demselben. Brant gab seiner kritischen Neigung die Zügel frei und ließ die Damen, die er gestern bei der Baronin gesehen, Revue passiren. Die Baronin störte ihn bei diesem grausamen Vergnügen nicht, ja, sie schien ihn durch ihren Beifall in seinen ironischen Ausfällen nur noch zu ermutigen. Sie fühlte es zwar dunkel, daß es als Hausfrau ihre Pflicht gewesen wäre, die in Schutz zu nehmen, die ihre Gäste gewesen und die es bei nächster Gelegenheit wieder sein würden, aber sie empfand andererseits doch auch wieder eine stille Befriedigung, daß man ihre geehrten Mitschwester in so liebenswürdiger Weise mißhandelte.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte Brant, „wie sie alle über einen Kamm geschoren sind, diese Frauen und Mädchen. Die reine Duschend- und Fabrikwaare. Man fühlt sich ordentlich versucht, nach dem Fabrik-Stempel zu forschen. Woher dieser gemeinsame Zug nur kommen mag?“

„Was für ein gemeinsamer Zug?“ fragte von Berlewitz.

„Der Zug der schabigen Noblesse,“ fuhr Brant fort. „Mir gilt es gleich, ob Einer arm ist oder reich, aber es verdriest und verstimmt mich, wenn Einer, der nur kümmerlich seine Noth zu verdecken vermag, noch darauf ausgeht, sich mit einem gewissen Nimbus der Bornehmtheit zu umgeben. Die Armseligkeit guckt an allen Ecken und Enden hervor, das ist doch ganz gewiß kein Verbrechen, aber es ist abgeschmackt, sich unter solchen Umständen ein Mir zu geben. Uebrigens, ich hab's jezt, was den gemeinsamen Zug bedingt: es sind ärarische Damen!“

„Was für Damen?“ fragte von Berlewitz.

„Ärarische! Es sind die Gattinnen und Töchter Jener, die des Kaisers Rod tragen oder des Kaisers Brod essen. Es wundert mich, daß noch kein Romanschreiber auf die Idee verfallen ist, die ärarischen Damen zu behandeln.“

„Vielleicht sind sie dazu nicht romantisch genug?“

„Das sind sie gerade zur Genüge. Dabei ließen sich gesellschaftliche Schichten schildern, die einem Thackeray unerschöpflichen Stoff bieten würden.“

„Halten Sie so viel von Thackeray?“ warf Geraldine ein, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

„Ich halte ihn für den größten englischen Dichter.“

„Er hat dasselbe Genie wie Dickens, aber nicht dasselbe warme, liebevolle Herz,“ entgegnete Geraldine, „und darum wäre der von Ihnen erwähnte Stoff in seinen Händen nicht gut aufgehoben gewesen.“

„Gerade in seinen Händen!“ rief Brant mit Eifer.

„Die gesellschaftliche Verlogenheit der ärarischen Damen müßte mit harter und grausamer Satire gegeißelt werden. Welche Summe von Dünkel und Abgeschmacktheit ist da aufgehäuft!“

„Sagen Sie lieber von Entfugung, stillem Leid und ewig unbefriedigtem Hoffen und Sehnen!“ fiel Geraldine ernst ein.

„Es wird ein übertriebener, lächerlicher Cultus mit der Ehre des Standes getrieben. Man nimmt für sich den Schein in Anspruch, setzt den Schein über Alles und verlangt auch von der ganzen übrigen Welt, daß sie in Demuth ersterbe vor dem Scheine. Das ist doch komisch!“

„Nein, komisch ist es nicht, es ist sehr, sehr traurig, wenn der leere Schein, wie Sie es nennen, das heißt das Gefühl der Standeswürde, den einzigen und wichtigsten Besitz bildet.“

Geraldine hatte so eindringlich gesprochen, daß von Berlewitz sich veranlaßt sah, ihr zuzurufen:

„Gnädiges Fräulein nehmen sich aber der ärarischen Damen, — komischer Ausdruck, nicht wahr? — sehr tapfer an!“

„Ich gehöre zu ihnen,“ erwiderte Geraldine einfach. Brant fuhr bei dieser Antwort erschrocken zusammen, und auch die Baronin ward es plötzlich inne, daß sie einen schweren Fehler begangen habe, die Unterhaltung sich auf dieses Gebiet verirren zu lassen. Beide versuchten es nun, wieder einzulerten und alles Vorgebrachte nur auf einen Scherz hinauszuspielen. Von Berlewitz war wüthend und überlegte bei sich, ob es nicht nothwendig geworden sei, daß er seinen Freund fordere.

Geraldine gewann ihre volle Heiterkeit wieder, als sie die allgemeine Bestürzung sah, die sie hervorgerufen hatte. Sie kam Brant gutmüthig zu Hülfe.

„Im Ganzen und Großen haben Sie ja doch Recht,“ sagte sie lächelnd, „nur die Art, in welcher Sie Ihr Urtheil vorbrachten, war etwas hart und lieblos.“

Brant schwieg tief verstimmt. Er hatte gerade den Blick auf Geraldine gerichtet, als sie ruhig belannte, zu Jenen zu gehören, über welche er sich eben so absprechend geäußert hatte, und er fühlte sich seltsam betroffen von ihrer Schönheit und der edlen Einfachheit ihres Benehmens. Es that ihm weh, sie gekränkt zu haben, und er sah keinen Ausweg, das wieder gut zu machen.

4.

Die Majorin von Feldern war eine zu sorgsame Mutter und hatte einen zu practischen Blick, um nicht die Bewerbungen des Lieutenants von Berlewitz sofort zu bemerken und einer eingehenden Ueberlegung zu unterziehen. Die Erkundigungen, die sie vorsichtig einzuziehen wußte, lauteten sehr befriedigend, und wenn sie auch nur ungern den Gedanken aufkommen ließ, sich dereinst von ihrer Tochter zu trennen und sie in's Ausland ziehen zu lassen, so war doch ihre Lage eine solche, daß ihr eine Verbindung ihrer Tochter mit einem Rittersguts-Besitzer als eine sehr wünschenswerthe erscheinen mußte.

Sie hatte von ihrer Pension unter mancherlei Kümernissen die Kosten der Erziehung ihrer beiden Kinder bestritten, und obgleich nun Beide herangewachsen waren, vielleicht auch gerade deshalb, waren die Sorgen nicht geringer geworden. Geraldine hatte nämlich noch einen Bruder, der schon seit einem Jahre eine Advocatur-Kanzlei eröffnet hatte und der noch immer vergeblich auf die Prozesse wartete, deren Führung ihm anvertraut werden sollte.

Von Berlewitz ließ nicht ab von seinen Bemühungen, sich Geraldine zu nähern, und es war nur naturgemäß, daß er dabei die Hülfe Brant's und der Baronin in Anspruch nahm. Die Baronin ließ sich natürlich nicht lange bitten, dagegen war Brant nicht so leicht zu neuerlichen Zusammenkünften mit Geraldine zu bewegen. Er hatte sich ihr gegenüber in eine schiefe Stellung gebracht, und nun mußte er auch noch Ermahnungen des verliebten Berlewitz über sich ergehen lassen, daß er sich doch ja nicht wieder in so beleidigender Art vergessen möge. Berlewitz hätte schließlich auch ganz gern darauf verzichtet, Brant ebenfalls in der Gesellschaft zu sehen, den er zum Mindesten für überflüssig, in keinem Betracht für nützlich und sogar nach mancher Richtung hin für gefährlich hielt. Auf der einen Seite war nämlich sein schroffes, verlebendes Wesen zu fürchten, auf der anderen, — man konnte nicht wissen, Brant war reich, jung, und wenn er schließlich auch kein preussischer Lieutenant war, die jungen Mädchen haben manchmal doch ganz absonderliche Geschmacksrichtungen, — kurz, es konnte in ihm ein recht unbequemer Nebenbuhler erstehen. Brant durfte aber, vorläufig wenigstens, aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht umgangen werden; war er doch gewissermaßen das Bindeglied zwischen Berlewitz und der übrigen Gesellschaft.

So kam denn die kleine Gesellschaft schon nach wenigen Tagen bei der Baronin Kogler wieder zusammen, und dieses Mal hatten bereits drei der Mitglieder, also die Mehrheit, sich einen bestimmten Aktionsplan vorgezeichnet, nach welchem sie vorzugehen gedachten, und da alle Drei auf dasselbe Ziel losstürzten, so war in der That der endliche Erfolg ziemlich wahrscheinlich geworden. Die Baronin gefiel sich darin, für ihre junge Freundin die Vorsehung zu spielen, und der Gedanke, daß das Glück Geraldines in ihrem Hause und durch sie begründet werden sollte, war ihr erfreulich. Die Majorin hatte, nach reiflicher Erwägung aller Umstände, sich für Berlewitz, als für eine durchaus wünschenswerthe Partie, entschieden und in diesem Sinne auch schon vorsichtig auf ihre Tochter einzuwirken versucht, wobei es im Interesse der Förderung des gefassten Planes nicht ohne einige wohlberechnete Seitenhiebe gegen Brant abging. Er wäre zwar auch keine zu verachtende Acquisition, allein gegen ihn spräche doch sein Naturell. Es wäre hundert gegen eins zu wetten, daß, wenn er sich mit einer jungen Dame, insbesondere mit einer mittellosen, einließe, es nur geschähe, um mit ihr

in wenig gewissenhafter Weise zu spielen, — an Ernst sei bei ihm nicht zu denken. Geraldine hatte den mütterlichen Ermahnungen ein geduldiges Ohr geliehen, ohne ihnen jedoch irgendwelche Beachtung zu schenken. Das war ja immer und zu aller Zeit so: die liebe Weltklugheit und die Traumwelt junger Herzen bestehen seit Aeonen neben einander, ohne sich jemals zu verstehen.

Als Dritter im Bunde gefellte sich zu der Majorin und der Baronin als wichtigste Person Berlewitz selbst, der sich immer mehr in seine Begeisterung und Neigung für Geraldine hineinlebte. Er hatte von jeher eine besondere Vorliebe für die Wienerinnen gehegt, und nun hatte er eine gefunden, die ihm die Blume aller schien. Er war stolz und glücklich bei dem Gedanken, welchen Effect er mit seiner Wahl daheim erzielen würde. Noch etwas kam dazu, was ihn reizte. Er hatte nur noch kurze Zeit vor sich, bis sein Urlaub abließ. Bis dahin wollte er die Sache mit soldatischer Schneidigkeit siegreich für sich entschieden haben.

Als die Gesellschaft nach eingenommenem Mahle plaudernd beisammen saß, — die Damen hatten Brant eine Cigarre erlaubt, Berlewitz war kein Raucher, — ward das Gespräch auf die Frauenschönheit gebracht. Es war Berlewitz' Schuld, daß jedes Thema, das auch berührt werden mochte, schließlich eine stille Beziehung auf Geraldine gewann. Er war lyrisch geworden und so recht in der Stimmung, dem Schwunge seiner Gefühle nachzugeben.

„Frauensönheit!“ rief er begeistert, und seine Worte klangen wie eine Huldigung für Geraldine. „Und wenn das Weltmeer ein ungeheures, bis zum Rande gefülltes Tintenfaß wäre, und wenn der Sand am Meere lebendig würde und aus jedem Sandkorn ein Schreiber erwände, und wenn alle Schreiber dann ihre Federn eintauchten in das große Tintenfaß und sie Alle schrieben vom Morgen bis zum Abend, so fort an die hundert Jahre, — sie schreiben es doch nicht aus, das große Geheimniß von der Schönheit des Weibes!“

Die Baronin und die Majorin waren entzückt von Berlewitz. Brant lächelte spöttisch und sagte:

„Ich möchte diesen Niefenausschwung doch nicht ohne Weiteres mitmachen. Es kommt ja Alles auf den Standpunkt an, den man einnimmt. Nehmen Sie nur die göttlichste der Künste, die Musik. Dem Einen ist sie ein Geräusch, das erzeugt wird, indem eine Reihe von Männern im Schweiße ihres Angesichts Gedärme der Schafe mit Koffhaar bearbeiten, in hölzerne oder blecherne Bläsen mit unterschiedlichen Löchern und Klappen hineinblasen, wobei sich ihre Backen blähen, daß die Augen aus ihren Höhlen treten, ein Geräusch, zu dem auch die Haut der Kälber nothwendig ist, wohl auch das Monstrum eines Schlagastens, auf welchen losgedroschen wird, als gälte es, Wurst zu haden.“

„Scheußlich!“ rief Berlewitz empört.

„Allerdings scheußlich,“ gab Brant lächelnd zu, „aber es ist so. So denkt der Eine, — und so Einer, — nehmen wir an, ich wäre es!“

„Der Andere aber,“ fiel Berlewitz, warm werdend, ein, „der Andere vergißt ob dieses Geräusches die ganze Welt und sich selbst dazu, fühlt sich in höhere, reinere Regionen emporgehoben, beglückt und geläutert, ohne sich selbst den tiefsten Grund dieses beseligenden Zaubers klar machen zu können.“

„Und so ein Anderer ist mein Freund Berlewitz!“

„Meinetwegen, ich schäme mich dessen nicht. Was soll aber der ganze Vergleich mit den Schafhäuten und Koffhaaren?“

„Dasselbe, was das Weltmeer und der Sand am Meere sollte. Ein Bild! Genau so wie mit der Musik verhält es sich auch mit der Frauenschönheit. Philosophisch betrachtet, ergibt sich diese Schönheit als ein durch keine schöne Monstrosität, noch auch nur durch eine interessante Abnormität gestörtes Verhältniß von Knochen und Knorpeln zu Muskeln, Sehnen, Fettslagen und Haut, während das entzückte, schönheitsdürstige und dann selig von Schönheit berauschte Gemüth meines Freundes Berlewitz von allen Wundern des Paradieses träumt, nur nicht vom Natürlichsten!“

„Da hört doch Alles auf!“ rief Berlewitz aufspringend. „Was sagen Sie, gnädiges Fräulein, dazu?“

Geraldine erröthete bei diesem directen Appell an ihr Urtheil, aber sie antwortete ruhig:

„Mir sind beide Auffassungen interessant.“

„Ich glaube nur,“ fiel die Majorin ein, die hier ein bedeutungsvolles Botum abgeben zu sollen glaubte, „daß Herrn von Brant's Ansichten denn doch etwas zu materialistische sind.“

„Ganz im Gegentheil, gnädige Frau,“ fiel Brant rasch ein, „ich nehme in dieser Frage für mich den größeren Idealismus in Anspruch.“

„Was denn nicht noch?“

„Ruhig, Berlewitz, ausreden lassen. Ich sage nämlich, die Schönheit an sich ist ein leerer Begriff und hat nichts zu bedeuten. Sie ist wie eine schöne Ampel; ein begnadetes Menschenantlitz wird dann erst schön

fein, wenn es von innen heraus beleuchtet wird, wenn aus ihm eine schöne Seele strahlt oder eine tiefe Leidenschaft glüht."

"Leidenschaften sind in der Regel nicht edel," bemerkte die Majorin.

Brant begann sich über die Sentenzen der Majorin zu ärgern.

"Es giebt nichts Edleres, Gnädigste," sagte er trocken und fuhr dann in seiner Erörterung fort. "Diese innere, oft nur für einen Menschen auf der Welt herausleuchtende Schönheit macht es uns erklärlich, wenn wir einen Mann in tiefster Seele beglückt sehen von einem Weibe, in dessen äußerem Reize wir dafür keinen genügenden Erklärungsgrund zu finden vermöchten. Die Außenwelt urtheilt da leicht und oft ungerecht, weil ihr freilich das Auge niemals so flammt, wie dem Einen, dem geliebten Manne. In diesem Sinne will mir das oft wiederkehrende biblische Wort von dem Manne, der sein Weib erkannt, als eine der tiefinnigsten Wendungen —"

"Aber Herr von Brant!" unterbrach die Majorin mit einem Seitenblicke auf ihre Tochter.

"Ich wollte nur andeuten, daß nach einem geheimen, aber weisen Plane der Natur die Schönheit nicht als etwas allgemein Gültiges hingestellt ist, nicht als objectiv Gegebenes, sondern als etwas immer auf's Neue erst subjectiv zu findendes."

"Schön ist, was gefällt," gab die Majorin zum Besten.

"Gewiß, aber nicht nur das ist schön, was Allen oder Vielen gefällt. Das Weib, das von einem Manne geliebt wird, und neidete ihm auch kein Zweites auf der Welt sein Glück, ist schön; und es ist gut, daß es so ist."

"Mit Brant ist nicht zu reden," fiel Berlewitz ein, "eine solche Definition der Schönheit habe ich noch nicht gehört. Sie ist sehr trostreich für die Häßlichen, eine schöne Dame wird ihm gewiß nicht beistimmen. Was sagen Sie dazu, gnädigste Fräulein?"

"Auf die Gefahr hin, für häßlich gehalten zu werden," erwiderte Geraldine, über den vielstehenden Augenaußschlag Berlewitz' erröthend, "mir gefällt die Theorie Herrn von Brant's ganz ausnehmend gut."

"Weil Sie ein großmüthiges Herz haben," sagte Berlewitz mit einer huldigenden Verbeugung.

"Weil ich sie für richtig halten muß," gab sie zurück.

"Ich kann Herrn von Brant nur zum Theil zustimmen," nahm nun die Baronin das Wort. "Das ist ja richtig, daß die Schönheit befeelt sein muß, sonst bleibt sie ein Bild ohne Gnade. Ebenso richtig ist es, daß sie dann erst voll ausleuchten mag, wenn sich das richtige Element gefunden, sie an's Licht zu locken. Darin gleicht sie den chemischen Elementen, ich weiß nicht, wie sie heißen, welche mit einander verbunden Elektricität, Licht, Wärme, Bewegung, und Gott weiß, was noch, geben. Sie liegen todt da, wenn sie mit ungeeigneten Elementen in Verbindung gebracht werden. Das hat Alles seine Wichtigkeit, nur die Geschichte von der Ampel möchte ich nicht unterschreiben; ich möchte die Frauenschönheit statt mit einer Ampel mit Glasmalereien vergleichen."

"Wie wir sie an den Kirchenfenstern sehen," fiel Berlewitz rasch ein und fügte, wieder mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Geraldine, hinzu: "weil unsere Damen Heiligthümer und Tempel sind."

"Nicht deshalb," erwiderte lachend die Baronin, "sondern weil wir von außen beleuchtet werden müssen, und die Beleuchtung müssen unsere Schneiderinnen besorgen."

Obgleich die Baronin ihre Ansicht lachend vorbrachte, war es ihr doch sehr Ernst mit derselben. Sie führte mit großer Energie den Kampf gegen die Einflüsse der Zeit, und sie wußte sehr wohl, welche Hülfsmittel ihr in diesem Kampfe die Toilette an die Hand bot.

Brant griff ihren Ideengang auf, und seiner sprunghaften Natur gefiel es, ihn weiter zu verfolgen und zu vertreten.

"Das wirft zwar," rief er, "Alles über den Haufen, was ich gesagt habe, aber ich muß es als richtig anerkennen. Lassen Sie eine Venus von Milo von einer schlechten Schneiderin ansehen, und sie wird aussehen, wie eine Köchin. Auf das Geschäft kommt es an, das unsere Damen kleidet, und die Schönheit ist nur eine Geldfrage, denn billige Schneiderinnen sind schlecht. Es ist traurig, aber es ist so. Die Damen, welche die besten Schneiderinnen haben, sind am meisten umworben, weil sie durch diese zu den Schönsten gemacht worden sind, und nun sind sie in der That die Schönsten. Die armen Frauen und Mädchen können da nicht concurriren. Sie sind auf billige Schneiderinnen oder auf sich selbst angewiesen, und in einer schlecht sitzenden Taille kann man nicht schön sein."

"Das hat sehr viel für sich," sagte die Baronin, gedankenlos zustimmend.

Berlewitz machte sich wieder zum Bannerträger der

idealen Anschauung, polemisirte scharf gegen Brant und rief schließlich Geraldine zum Beistand auf, indem er die Frage an sie richtete:

"Was meinen denn Sie, gnädigste Fräulein, zu so extremen Ansichten?"

Geraldine stockte erst, dann aber sagte sie mit ruhiger, klarer Stimme:

"Ich kann da nicht wohl mitreden. Ich bin nicht umworben und gehöre zu jenen, die sich ihre Kleider selbst machen müssen."

"So arg ist's doch nicht!" fiel die Majorin, erzwungen lächelnd, ein.

Die Baronin suchte durch einen mächtigen Wortschwall ihre Verlegenheit zu maskiren. Sie hatte, wie sie sich gestand, wieder eine Dummheit gemacht, indem sie als Hausfrau die Sache habe so weit kommen lassen, aber alle Bemühungen fruchteten nichts; die unerquickliche Stimmung, die sich der Gesellschaft bemächtigt hatte, wollte nicht weichen, und als man endlich aufbrach, hatte man allerseits die Empfindung, daß der Abend muthwillig verdorben worden sei.

Auf dem Heimwege machte die Majorin ihrer Tochter Vorwürfe über ihre unnöthige und unzeitgemäße Offenheit, aber Geraldine wollte nicht zugeben, daß sie Unrecht gehabt habe.

"Ich hätte auch ganz gut schweigen können, aber ich wollte nicht. Ich lasse mir von Niemandem etwas gefallen, und von ihm am allerwenigsten."

Bei diesen Worten trat ein tieferes Roth auf ihre blühenden Wangen, und ihre sonst so sanften Augen blickten tapfer und trotzig drein. Der Majorin war im Uebrigen diese kriegslustige Stimmung ihrer Tochter ganz willkommen, und sie ließ es sich angelegen sein, sie in derselben zu bestärken, indem sie sehr abfällige Urtheile über Brant äußerte und dafür Berlewitz um so wohlwollender behandelte.

Berlewitz verabshiedete sich bald von Brant in kurzer, fast schroffer Weise. Er ging in sein Hotel, und da er das Bedürfnis hatte, allein zu sein, setzte er sich in Speisehalle an einen entlegenen Tisch, befaß dem Kellner, alle Stühle vom Tische zu entfernen, damit Niemand sich zu ihm setzen möge, und bestellte dann eine Flasche Selt.

Er war im Grunde seines Herzens belümmert, daß Geraldine nun wieder in unarteter Weise verletzt worden sei, aber diesmal brachte er es doch nicht über sich, sich über die streitlustige Art seines Freundes zu erheben. Wenn nur Geraldine nicht hätte leiden müssen, dann wäre ihm der ganze Zwischenfall gar nicht unangenehm gewesen. Denn, obgleich er sich wohl zutraute, mit Brant einer jungen Dame gegenüber in die Schranken zu treten, war es ihm doch nicht unerwünscht, wenn dieser sich selbst unmöglich machte.

Nachdem er das erste Glas Selt getrunken hatte, nahm er sich vor, Geraldine in einem Gedichte zu besingen. Er hatte zwar seit den verunglückten dichterischen Versuchen seiner Flegeljahre, — einmal in seinem Leben dichtet jeder Deutsche, — kein Gedicht wieder gemacht, aber er hatte sich auch nie vorher in einer so gehobenen und weichen Stimmung gefühlt. Er trank noch zwei Gläser des guten Schaumweines, und dann nahm er die Speisefarte vor, um der Rückseite derselben das Ergebnis seiner weisevollen Ergriffenheit anzuvertrauen. Nachdem er aber mit dem Bleistifte einige, nicht eben ornamental gedachte, kindliche Grottesk-Formen hingezeichnet hatte, mußte er sich gestehen, daß er die Schwierigkeit des Dichtens eigentlich doch unterschätzt hatte. Es wollte gar nicht gehen.

Er begann sich sehr, sehr unglücklich zu fühlen, und als er, um sich zu trösten, noch ein Glas trank, fand er, daß der Champagner jetzt erst die richtige Temperatur gewonnen hatte. Er gab Befehl, noch eine Flasche einzukühlen, und zwar gleich, damit er sich nicht wieder erst bis zu dem richtigen Kältegrade durchzutrinken habe. Das sei ja Blödsinn! Sein sehnsüchtiges Herz entlud sich zunächst in einem Donnerwetter über das Haupt des unshuldigen Kellners.

Von Berlewitz nahm sich vor, sich volle Klarheit über seine Gemüths-Verfassung zu verschaffen, und auf Grund seiner strengen Selbstprüfung kam er zu dem Resultate, daß er noch nie in seinem Leben so unglücklich gewesen sei, wie jetzt. Geraldines Bild tauchte vor ihm auf. Er sah das edle, kindliche Angesicht vor sich, dem das wundervolle Goldhaar als Rahmen und als Krone zugleich diente. Er sah im Geiste wieder, wie sie erröthete, wie das zarte Roth sich über die Wangen breitete bis hinab zum Halse. Dieser Hals! Und er träumte, und er träumte fort, bis er zu der Erkenntniß gelangte, daß er so ungefähr doch der glücklichste Mensch auf der schönen Gotteserde sein müsse.

Und wieder nahm er den Bleistift in die Hand, und wieder begann er zu kritzeln. Und wieder kam nichts Gescheidtes dabei heraus.

Er stach die zweite Flasche an. Er hielt das volle, breite Kelchglas gegen das Licht und sah dem Spiele

der tanzenden Schaumperlen zu. "Die Blume der Blume!" sagte er still vor sich hin, und dann trank er aus mit wahrer, inniger Andacht.

Jetzt wuchs ihm auch der Muth. An Verse dachte er nicht mehr, er wollte einen Brief schreiben. Verse bedeuten eine Huldigung, wie Blumen, erheischen aber keine Antwort. Ein Brief! Das ist das Richtige. Er legte sich die Speisefarte zurecht und begann: "Mein Fräulein!" — da setzte er aber den Bleistift wieder ab. Wäre es nicht besser, zu schreiben "verehrtes" oder "hochverehrtes"? Wenn ihm nur Jemand rathen könnte! Als er seine Bataillons-Rapporte schrieb, da war er immer so kühl mit der Feder, und jetzt fühlte er sich so unbeholfen. Es regte sich in ihm eine stille, schamhafte Sehnsucht nach einem "Briefsteller", aber er hätte es nicht über sich gebracht, den Kellner zu fragen, ob im Hotel ein solcher zu haben sei. Er hätte auch bis zum nächsten Tage warten und sich ein solches nützliches Buch kaufen können, aber er wäre weder im Stande gewesen, bis zum nächsten Tage zu warten, noch auch mit seinem Anliegen in eine Buchhandlung zu treten.

Er packte daher seine Speisefarte zusammen und begab sich mit derselben auf sein Zimmer, mit dem festen Vorsatz, nicht schlafen zu wollen, bis er den inhaltschwereren Brief fertig gebracht hätte. Und er blieb seinem Vorsatz treu. Im Anfange ging's ihm allerdings hart mit dem Schreiben. Er begann freischweg mit den Worten: "Ich bin Soldat, und kann nicht viele schöne Worte machen." Dann gefiel ihm dieser Eingang doch nicht, denn er hatte einmal gehört, daß man einen Brief nicht mit "Ich" anfangen dürfe. Er corrigirte also den Satz und schrieb: "Soldat bin ich", aber auch das gefiel ihm nicht. So kann man eine Opern-Arie anfangen, sagte er sich, aber nicht einen Brief, wie ich ihn vorhabe. Das "Ich" wurde also wieder an die Spitze gestellt, und dann fand sich auch das Weitere und besser noch, als er es sich vorgestellt hatte.

Treuherzig und ohne allzu großen romantischen Schwung schilderte er die Gefühle, die ihn erfüllten, und bat Geraldine, ihm zu gestatten, auch ihre Mutter von seinen Absichten und Wünschen in Kenntniß zu setzen. Er wage es nicht, jetzt schon auf einen bestimmten, günstigen Bescheid zu hoffen, allein er lebe der Zuversicht, daß es ihm gelingen würde, in der Zeit des ihm noch gegönnten Urlaubes, Geraldine von der Treue seiner Empfindungen und der Redlichkeit seiner Absichten zu überzeugen. Das höchste und schönste Glück seines Lebens würde er erreicht haben, wenn sie sich entschließen würde, ihm die Hand zu reichen zum Bunde für's ganze Leben.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Abdruck verboten.

Der Letzte.

Von Helene Fiehler.

"Willst' nich noch 'n Tröpfchen, Vadder? Er is wirklich gut."

Zu den wellen Händen der alten Frau schwanke die braune Kaffeekanne, aber sie fiel nicht zu Boden.

"Ne, ich danke, Mutting, es schmeckt mich och nich so recht, obzwarst de Kaffee gut is."

Der alte Seemann lehnte seine Tasse um, faltete die Hände im Schoße und machte Miene, still für sich in seinen Gräbelen zu verharren.

Aber Mutting ließ es nicht dazu kommen. Sie trippelte nach dem Eschranke, öffnete die Thür mit großem Geräusche, — dabei konnte sie heimlich mit dem Schürzenzipfel über die alten, halbblinden, feuchten Augen fahren, — und kehrte mit einer Flasche und einem Spitzgläschen zurück.

"Ne, Vadder, was ich doch for 'ne olle, dämliche Lise bin; Du hast ja heut noch nich dat kleinste Tröpfchen zu Dich genommen, da konnte Dich freilich auch der Kaffee nich gut schmecken. Weist' wohl, Vadder, so 'n Schluck Lebenswasser is for olle Leute die beste Anmunterung —"

"Laß man, Mutting," wehrte der Alte ab; aber Mutting ließ sich nicht irre machen. Sie schenkte das Spitzgläschen voll, wuschte mit der Schürzenecke sauber ihre Lippen ab und that, als ob sie an dem Lebenswasser nippete.

"Frost, Vadder!"

Der Alte nickte und ließ den Kopf sinken, ohne das Dargebotene zu berühren. Mutting schien das indessen nicht zu bemerken, denn sie fuhr fort:

"Sieh man, wie die Sün so warm und hell scheint. Wir kriegen 'n zeitig Frühjahr, de Goldlad vor 'n Fenster will schonst aufbrechen. Ich muß man 'n bißchen de Fenster aufmachen, daß die liebe Sün und de Duft von 'n Goldlad zu uns 'rein können, un denn, — ach herrlich, Vadder, Du mußt mich wirklich mal 'n bißchen purren*, un siht Du da den lieben langen Tag mit kaltem Munde, un de Kinnlothin hat doch gestern den schönen Toback gebracht, un wenn se un wiederkommt, un ihr Toback is noch nich mal angebrochen, dann zant se mir rechtichaffen aus. Na, wart man, de Piep is gleich v'rat."

Mit emsiger Geschäftigkeit lief Mutting im Stübchen auf und nieder. Nun stand sie vor der Kommode und stopfte ans einem geschüpften Kasten das braune Kraut in die kurze Pfeife. Mit der Pfeife in der einen und dem brennenden

* Purren = waden, aufmuntern.

Jandhölzchen in der anderen Hand, lehnte sie zu dem Alten zurück.

„Grab' wie vor dreißig Jahren. Weißt, Badder, Du warst doch 'n fixer Kerl, der braune Bart stand Dir farnost zu Gesicht. Wenn Dein Schiff de Reif' antrat, dann guckte manches Mädchengesicht trübe drein, um manche Thräne fiel in de Schürze. Nu is woll der schöne braune Bart weiß geworden, um 'n bisschen wadlig sind de strammen Beine; aberst ich bin mit Dich alt geworden, um de Piep schmeckt Dir heute noch am besten, wenn ich se gestoppt habe.“

Badder hatte unterdessen schon einige Büge gethan; bei den letzten Worten seiner alten Lebensgefährtin ließ er die Pfeife sinken und sagte still vor sich hin:

„Ja, ja, Do bis allwegen min leiv söt Deern wäht.“

Zu Nuttings Gesicht zuckten heimliches Weh und Herzensfreude durch einander; Badder sprach sein altes Schiffers-platt, und das geschah nur, wenn er in tiefer Seelenregung sich befand. Sie fuhr in ihrem Geplauder fort:

„Sind wir nich glückliche Menschen, Badder? Du brauchst nich mehr Seefahren, wir haben unser hübsches Häuschen, um de Annkathrin haben wir auch —“

Da aber fiel plötzlich des Alten Hand so heftig auf den Tisch nieder, daß das Kaffeegeschirr klirrend an einander schlug und Nutting bemah in die Arnie sank.

„Nu aberst stopp!*) Meinst, ich seh nich, wie dat of in Di wänhlt un brennt un nich Rau find't im us Leuten?“

Nutting starrte ihren Alten an, als müsse sie seinen Zorn erst verstehen lernen; dann aber konnte auch sie sich nicht mehr halten, mit ihrer gelockelten Fröhllichkeit war es vorbei. Sie sank auf einen Stuhl, die wellen zitternden Hände legten sich über ihr Gesicht, und durch die Finger drangen unaufhaltsam heiße Thränen hervor. Es war heute gerade ein Jahr verfloßen, seit Annkathrin mit der Nachricht hereinstürzte: die „Meeresbrand“ ist auf den Bänken von New-Foundland mit Mann und Maus untergegangen!

Unter der Mannschaft der Meeresbrand hatte sich der „Lepte“ von den drei Söhnen des alten Paares, Annkathrins Bräutigam, befunden.

Es blieb einige Minuten ganz still im Stübchen. Durch das offene Fenster frisch der Frühlingswind herein und brachte einen gelben Schmetterling mit, der für einen Augenblick mit un- hörbarem Flügelgeschlag sich auf das dünne weiße Haar der alten Frau setzte. Ganz dumpf aus weiter Ferne drang das Brausen der Meeresbrandung zu den beiden einsamen Alten.

Mühsam erhob sich Badder aus seinem Lehnstuhl, — das Seefahren hatte ihm die Gicht in die Beine gebracht, — humpelte zu Nutting, und während über seine eigenen Wangen die hellen Tropfen niederglitten, sagte er mit bebender Stimme:

„Nu sat man sin, Nutting, it bin jo bi Di.“

Und da dieser Trost keine Wirkung übte, fuhr er fort:

„Ja, ja, dat was to scharp, uns of us Leuten to nehmen. Aberst sah, Nutting, it bin all' ganz 'tröst' l. Dat moit ja woll dat Best' sin for uns un for den Jungen. Un nu deut doch mal dat Glück, wir haben doch de Annkathrin, die gut, brav Deern. Nu, mein Fuß thut mich doch bannig**) weh, Nutting, Du mußt mich wieder in meinen Stuhl helfen.“

So suchte nun Badder wieder sein Nutting aufzurichten. Und das gelang ihm auch, Nutting sah die Stranchelnenden fest unter die Arme und half ihm wieder zu seinem bequemem Sitze. Sie wuschte die Thränen ab und verjuchte zu lächeln. Das brachte sie wirklich zustande. Nun holte sie den langen Strickstrumpf und ihre Hornbrille und setzte sich Baddern gegenüber an den Tisch.

Die Nadeln klapperten, und Badders Pfeife dampfte, aber haben wie drüben glitz zuweilen noch ein verstohlener Tropfen über die wellen Wangen hinab. Durch das offene Fenster drangen einzelne Laute aus dem Leben des nicht fern liegenden Hafens, das eindünne Singen der Matrosen und das Fauchen der Dampfmaschine.

„Du hast doch alltids glücklich gefahren, Badder,“ nahm Nutting mit einiger Anstrengung das Gespräch wieder auf. Als der Alte schwieg, fuhr sie fort: „Ni dücht, dat is von Dage***) wäsen, as Do mit de nege Jack un de blanke Knöpp dran, um 'en Hals dat rothe Dant mit de langen Schluppen?), to mi kamt un seggst: nu adius, lät Gesche, it bin nu all grot un gah to See. Ich Badder, wair wärs't 'n sänten Bengel mit die grotte blanke Dagen!“

„Ja, ja, das wären glückliche Zeiten,“ nickte Badder mit einem schwachen Versuche, zu lächeln.

„Se kamen aberst immer noch schöner,“ eiferte Nutting weiter, um ja nicht den Faden der freundlichen Lebens-Erinnerungen, die über einen schweren Tag hinweghelfen sollten, reißen zu lassen; „denk an die Stund', wo Du mir fragst: lät Gesche, it bin Di good, wüllt do mi? Un denn dat erste glückselge Jahr, as wir, — Du up dat Schipp, un ich in unsern Häuschen, — auf unsern Ersten hoffen thäten! Was war's aberst auch 'n strammer Jung', as er nu in der Wieg' liegen thät, — der reine Badder!“

„An der Badder hat auch mit ansehen müssen, wie der stramme Junge von 'ner überbrechenden See über Bord gerissen wurde, — kamst Do denn die ollen Geschichten nich ruben lassen?“

Der alte Seemann hatte die letzten Worte in erneuter Heftigkeit ausgerufen. Es lit ihn nicht mehr in seinem Lehnstuhl. Er holte tief Athem, erhob sich mühsam und schlürfte, an den Möbeln sich festhaltend, bis zu dem Eschtrante. Nutting wollte ihm zu Hülfe kommen, er wehrte aber ab. „Weißt'st, hast selber Hülfe nötig bei die alten träiben Augen. Dir is ja ebenso das Augenlicht genommen, wie mir das Mark aus den Knochen. Der Erste über Bord geschlagen, und der Zweite im Sturme geblieben, da hat 's Meer Appetit getriegt, un es hat sich auch unsern Leuten geholt.“

„Badder! Badder! thu kein Sünd nich in Din olle Dag; wi wüllt Gottes Wort to Hand nehmen!“ sagte Nutting unter Schluchzen.

„Ah was,“ rief der alte Schiffer, und seine gekrümmte Gestalt reckte sich schmerzhaft in die Höhe, „alltids hab ich auf meine eigene Kraft mich verlassen müssen, un will up de Lept nich weidmändig werden.“

„Badder, wir haben doch die gute Annkathrin,“ schluchzte die Alte.

Er war zwischen dem Schränkchen und dem Fenster auf einen Stuhl gesunken und starrte hinaus nach dem Deiche, hinter dem das Meer sich dehnte; die Dämmerung lag mit breiten Fittigen über der entschlumrenden Natur.

*) Stoppen = anhalten, stillstehen.

**) Bannig = außerordentlich.

***) Von Dage = heute.

?) Schluppen = Zipfeln.

„Wein' nich mehr, Nutting, das schadet Deine Augen, 's giebt immer noch 'ne Hülfe for so 'n paar Olle, die auf Strand sitzen,“ meinte der greise Schiffer; seine hellen Augen hingen an einem dunklen Streifen, der in die klare Abendluft hineinragte, die Schleiße, hinter welcher der Deich in senkrechter Mauer direct in 's Meer abstürzte.

Nach einer Weile sagte Nutting leise: „Wo nur die Annkathrin bleiben mag? 's is der erste Tag, wo se uns vergißt.“

Und der Alte antwortete: „'s is ja 'n jung frisch Ding, das wird sich nich zeitlebens an 'n Brad festantern wollen, 's is gut, wenn wir auch die bei Zeiten verlieren lernen; beim Berlieben sind wir Olle unbequem.“

„Ne, Badder, da bist auf falschem Cours, die verläßt uns nich, die kann unsern lieben Jungen ebenso wenig vergessen, wie wir,“ meinte Nutting.

„Wolln's abwarten,“ sagte Badder kurz.

Tiefer sank der Abend hernieder, schon stieg der Mond über den Deich empor. Noch immer saßen die beiden Alten stumm im dunklen Zimmer.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, eine Stimme fragte hastig: „Koch im Dunkeln? Na, das ist kein Fehler, wir können auch so schwägen.“ Das war die Annkathrin.

Nutting hatte nicht bemerkt, daß die Stimme vor unterdrückter Aufregung zitterte, aber dem scharfen Ohre des alten Seemannes war es nicht entgangen. Nutting suchte im Dunkeln die Hand Annkathrins und flüsterte: „Hast denn ganz vergessen, was for 'n Dag heut is? Un da kommst erst so spät?“

Man hörte Annkathrins raschen, kräftigen Athem; sie lachte eigenthümlich und erwiderte: „Ja ja, wie das so kommt! ich hatt' keine Zeit.“

Badder rief vom Fenster her: „Mach' erst Licht! So? keine Zeit? Was is denn in Deinen Cours gekommen, daß De zitterst, wie 'n Fahrzeug in widrigen Wind?“

Das Mädchen antwortete nicht gleich; sie suchte nach der Lampe und den Streichhölzern, und als sie endlich fand, daß Beides schon auf dem Tische stand, dauerte es eine Weile, bis sie ein Hölzchen in Brand brachte. Endlich war es hell im Zimmer; Annkathrin stand mit hochglühenden Wangen und klopfenden Füssen am Tische.

„Na, nu raus mit der Geschichte!“ rief ungeduldig der Alte. Annkathrin lachte verlegen.

„Ja ja, Badder, das is nich so leicht! Es is wohl was Gutes, aberst schwer is 's doch. Na, wart mal! So geht's! Ja ja, Badder, — ich möcht' heirathen. So nu is 's raus!“

Mit glänzenden Augen blickte das Mädchen auf die beiden Alten. Die aber saßen wie zu Stein erstarrt, ohne sich zu rühren.

„Herrgott, nu hab' ich's wohl doch verkehrt angefangen?“ rief Annkathrin, „Badder, so red' doch!“

Der Alte brachte sich mühsam auf die Füße und sagte dabei gebrochener Tones: „Hast 's — ganz — recht gemacht; so 'n hübsches Fahrzeug muß bei — Zeiten — für — guten Ankerplatz sorgen. Al' leg' Di för di Jahr.“

Annkathrin kämpfte in gewaltiger Aufregung zwischen Lachen und Weinen. Der Alte war unterdessen bis an den Stuhl gekommen, wo Nutting saß. Er legte seinen Arm um die Schultern seiner Lebensgefährtin und flüsterte: „Nutting, it weit 'n Plak, dor is Rau und Preeden, un dor find't wi us immer; wüllt Do mit?“

Nutting nickte und legte ihren weißen Kopf einen Augenblick an seine Brust.

Hand in Hand verließen die Vereinsamten das Zimmer.

„Badder! Nutting!“ rief Annkathrin hinter ihnen her, „bleibt doch hier, draußen steht er ja!“

„Badder! Nutting!“ rief nun auch eine bebende Mannesstimme, und zwei starke Arme umfaßten Vater und Mutter zugleich.

Ein Doppelschrei durchzitterte die Luft.

„Herrgott, er lebt, unser Lepter! unser Einziger!“

„Ja, er lebt, er ist der Einzige, der aus dem Schiffbruche der Meeresbrand' davontkam! Auf 'ner Spiere ist er fünf Tage 'rumgetrieben, dann hat 'n ein amerikanisches Schiff aufgespürd, das nach Australien segelte! Und von da kommt er nu zurück und bleibt bei uns, heut' un morgen, un alle Dag.“

Es war Annkathrin, die unter Lachen und Schluchzen so redete. Niemand hörte auf sie, denn in stummer Umarmung hielten die beiden Einsamen ihren „Lepten“ umschlungen.

Zu Mondesglanz lag das Meer und darüber der Himmel.

Raffdruck verboten.

Conserven.

Plauderei von Hanns von Spielberg.

Was sollen wir morgen kochen, gnädige Frau? Ich möchte die Hausfrau sehen, welche durch diese Frage der Küchenfee nicht schon an den Rand der Verzweiflung gebracht zu sein meint. Heilige Davidis, und Du, gütige Scheibler, warum hab' Ihr noch kein allezeit und für alle Fälle zutreffendes Universal-Rezept für die Beantwortung der einen einzigen Haupt- und Gewissensfrage ge- und erfunden? Alles, was Ihr gebt, ist doch nur Kochbuechel, und selbst der herrlichste Wandkalender mit dem doppelten Küchenzettel für alle Tage des Jahres hilft unseren armen, vielgeplagten Hausherrinnen nicht über das schreckliche: „Was kochen wir morgen, gnädige Frau?“ hinweg.

Ja, unsere Hausfrauen haben es sehr schwer, schwerer, als wir schlechteren Hälfen des Menschengeschlechts einsehen wollen und — können! Aber, mit Verlaub zu sagen, unsere Mütter hatten es doch noch ungleich schwerer. Ich schene mich freilich fast, es auszusprechen: wir bösen Männer, als die Schöpfer und Träger der modernen Industrie, haben unsere heutigen Hausfrauen denn doch von einem guten Theile der Sorgen von ehedem entlastet. Darf ich an die Näh- und Stidmaschine, an die großen Waschanstalten in den Städten, — darf ich daran erinnern, daß ehedem jede ehrsame deutsche Hausfrau allwöchentlich ihren Bedarf an Brot selbst gebacken hat? Nun gar der Speisezettel! Wie viel leichter und abwechslungsreicher läßt er sich heute konstruiren, als noch vor einem halben Jahrhundert? Welche Unsumme von Mühe mußte früher jede Haushaltung auf die Bereitstellung ihres Bedarfs für den Winter anwenden, als Mütterchen, auch in der Stadt, noch den Kohl selbst einlegte, das Fleisch selbst einpökelte, im Keller „Gränes“ conservirte, selbst Wurst machte und Bohnen einpökelte. Und wie häufig verunglückte trotz aller Vorsicht und Einsicht das ganze Fabrikat!

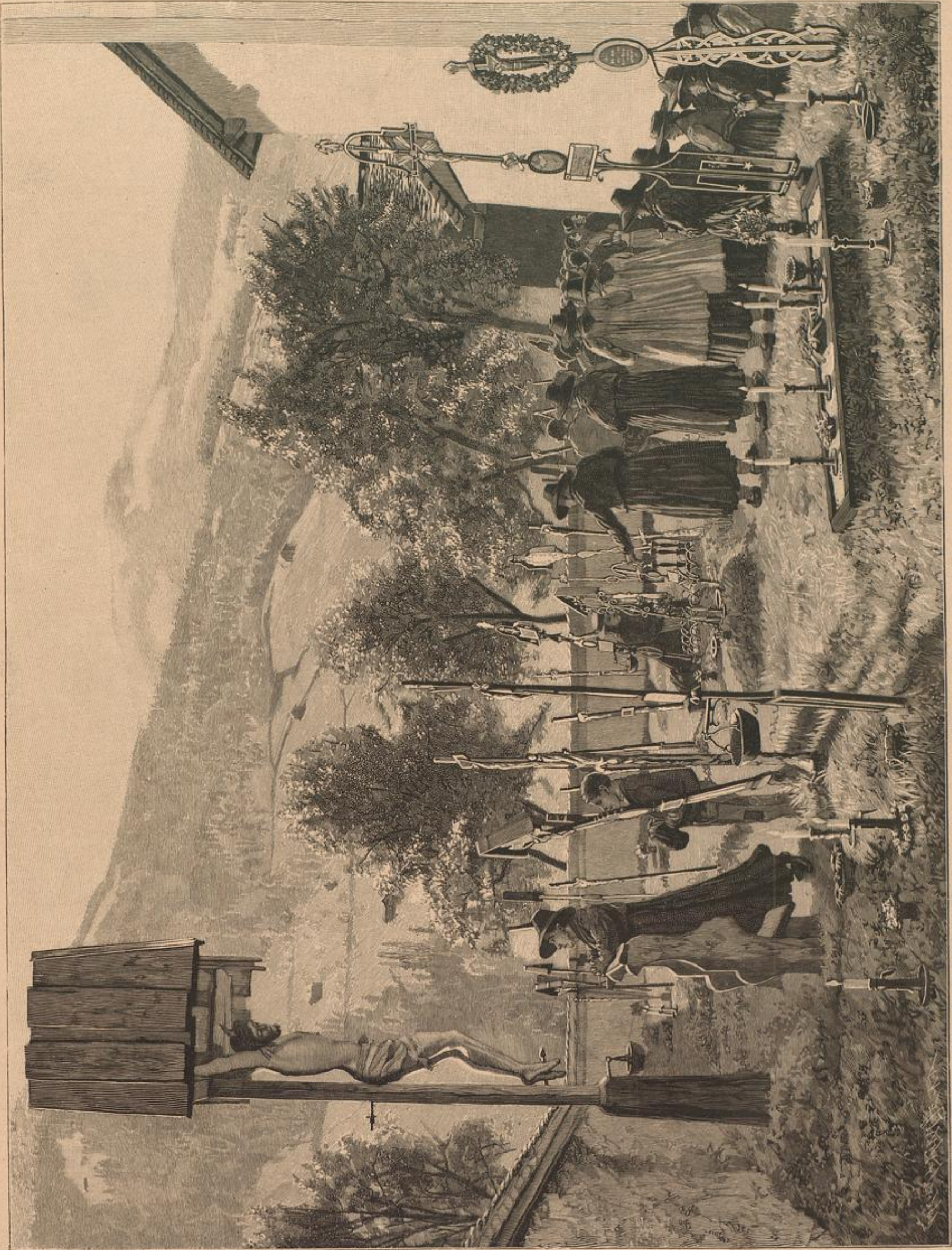
Wir sind heute eigentlich sehr, sehr verwöhnte Leute und thun Unrecht, den seligen Herren Lucull und Conforten den Vorwurf der Schlemmerei zu machen. Die armeneligen Schluder vom römischen Forum waren trotz ihres vielgerühmten Raffinements und trotz der Kiefernspitzen, welche sie auf ihre Diners und Soupers verwendet haben mögen, recht bedauernswerthe Leute uns gegenüber. Wenn sich da vor etwa zwei Jahrtausenden einmal irgend ein Minister erlaubte, seinen Herren Parlamentariern aus dem Senat einen Fisch aus dem Nil, Honig und frischen Bärenschinken aus Germanien und Muscheln aus Britannien vorzusetzen, dann glaubte er Wunder was gethan zu haben, und die Chronisten schrieben es flugs auf einem ellenlangen Papyrus nieder, aus denen wir es heute mit dem schuldigen Respect vor der Antike, in der bekanntlich der wahre Werth liegt, herauslesen. Heute schreibt über ein derartiges Menu auch der geringste Winkel-Reporter nicht eine Zeile. Woju auch? Wenn wir in der kleinste Colonialwaaren-Handlung des kleinsten Städtchens anfragen, finden wir hundert Dinge, die den größten römischen Schlemmereien hundertmal „über“ sind. Ich will gar nicht davon reden, daß wir unseren Kaffee von Westindien oder Sumatra, unseren Thee aus China und unsere Gewürze etwa von den Molukken beziehen, — welche Fülle von Genuss- und Nahrungsmitteln aber, deren Transport nicht allein den alten Römern, sondern noch unseren Großeltern unmöglich dünkte, weil alle diese schönen Dinge dem Verderben zu sehr ausgezset waren, liefern uns heute die modernen Conservirungs-Methoden aus allen Welttheilen und zu allen Jahreszeiten! Ich glaube denn doch, unsere Hausfrauen könnten das mit ein klein wenig Dankbarkeit anerkennen.

Es ist natürlich nicht möglich, in dem engen Rahmen einer Plauderei alle die verschiedenen Arten von Conserven, welche uns, man kann fast sagen, für den täglichen Gebrauch unentbehrlich geworden sind, auch nur zu erwähnen. Die roth etikettirten Büchsen mit Fleisch, mit Jungen, mit Hummern, Austern und Lachs, die Nordamerika uns sendet, der australische und der Fleisch-Extract aus den Pampas bis zum Cibus und zum Kemmerich, die Blechdosen und Terrinen mit Straßburger Gänseleber-Pastete und die glänzenden Büchsen mit Spargel und Schoten aus Braunschweig oder Lübeck, die eingetrockneten indischen Vogelnester, die Sardinen und Sardellen, die Schweizer Milch, die Deringe und nicht zuletzt unsere gute, brave Erbsenwurst, — sie und tausend andere poetische und profanische Dinge fallen ja Alle mit Zug und Recht unter den Begriff der Conserven. Ich ziehe es daher vor, mich ein wenig zu beschränken und mit der Freiheit des Plaudertones auf's Geradewohl einige Einzelheiten aus dem überreichen Gebiet herauszugreifen.

Wenn wir vom allbewährten Mäntern und Pöhlen absehen, so ist die Conserven-Fabrikation recht eigentlich ein Kind unserer Zeit. Man hat z. B. die englischen Patent-Pfistn durch- stößert und gefunden, daß im ganzen 18. Jahrhundert nur drei Verfahren zur Lebensmittel-Conservirung nachgesucht wurden, während schon die ersten anderthalb Decennien des 19. Jahrhunderts uns allein mit 117 derartigen Patenten beglückten. Heute lohnt das Pöhlen überhaupt nicht mehr.

Der Bahnbrecher der ganzen Industrie war ein Koch am Hofe des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken, Herr Francois Appert mit Namen, der sich zu Anfang unseres Jahrhunderts in Paris als Conditör niederließ und hier auf die glorreiche Idee kam, fertig zubereitete Speisen in Weißblechbüchsen zu füllen, diese luftdicht zu verschließen und dann je nach der Größe $\frac{1}{4}$, bis 4 Stunden lang in kochendem Salzwasser zu erhitzen. Die Erfindung machte ein ungeheures Aufsehen, die französische Regierung ertheilte dem glücklichen Conditör, der sich bald darauf auf ein Gut nach Massin zurückziehen konnte, eine Prämie von 12,000 Franken unter der Bedingung, daß er seine Methode veröffentlichen sollte. Dieser sehr weissen Maßregel verdanken wir das 1810 zuerst ersichene Kaffische Buch: „L'art de conserver toutes les substances animales et vegetales“, und in dankbarer Erinnerung an den Erfinder spricht man heute noch von der Appert'schen Methode. Monsieur Francois Appert muß in der That ein genialer Kopf gewesen sein, denn er ist mit seiner Erfindung den theoretischen Entdeckungen aller unserer Batterien-Jäger und Vaccinen-Forscher weit vorausgeeilt. Lange nach seinem Tode erkannte man nämlich erst, daß seine Methode hauptsächlich auf der vollständigen Vernichtung aller Fäulniß- und Gährungs-erregter durch starke Erhitzung beruht, nicht auf einer etwas mythischen „Umwandlung des Sauerstoffes der mit eingeschlossenen Luft in Kohlenäure“, wie man ehedem glaubte. Die ganze Methode ist auch dem geistreichen Kopfe des Pariser Conserveurs fast ebenso fertig entsprungen, wie etwas früher die bekannte Minerva dem sorgenvollen Haupte des Götterpapas; es haben zwar viele tüchtige Chemiker und zahlreiche practische Fabrikanten an ihr herumgemodelt und auch manche Einzelheit verbessert, im Wesentlichen arbeiten unsere Conserven-Fabriken immer noch nach jener Art de conserver par Monsieur Appert, und auch unsere Hausfrauen bedienen sich beim Spargel- und Schoten-Einmachen seiner Methode. Wir wissen auch, daß sie im Allgemeinen durchaus zuverlässig ist; die Büchsen müssen nur ganz voll sein, wirklich hermetisch verlöthet werden, das Wasser, in dem sie gekocht werden, muß wirklich stark kochen, und die Zeit, während welcher sie kochen, darf nicht zu knapp bemessen werden. Uebrigens kann man sich leicht davon überzeugen, ob in den Büchsen alle Gährungs-Fermente, alle Vorbedingungen für das Entstehen der Fäulniß beseitigt sind; bewahrt man nämlich eine Büchse an einem etwa 30 Grad warmen Orte auf, und der Prozeß ist nicht völlig gelungen, so bauscht der Deckel sich nach außen auf, — die sich im Innern entwickelnden Gase dehnen sich aus; im entgegengesetzten Falle sinkt dagegen der Deckel unter dem Druck der Luft nach innen ein. Daß Herrn Appert und dem technisch geradezu vollendeten Fabrikation in unseren großen Etablissements kann man heute ein complicirtes, nach allen Richtungen hin fast tabellofes Diner anschlüsslich aus Conserven herstellen. Daß ihm sind unsere braven Seeleute nicht mehr allein auf Pökelfleisch und Schiffs-zwieback angewiesen, die Verpflegung unserer Feldsoldaten hat sich wesentlich verbessert und ist abwechslungsreicher geworden, unsere Angehörigen in den tropischen Kolonien können sich des Genusses heimatlicher Gerichte erfreuen.

In neuester Zeit ist indessen der Appert'schen Methode wenigstens, was das Conservirn von Gemüsen anbetrifft, ein gefährlicher Concurrent erwachsen. Vor ungefähr zehn Jahren kamen aus Amerika zuerst die sogenannten Alder-Keffel zu uns und begannen, zumal in den häßlichen Haushaltungen, schnell unser altes Badobit zu verdrängen. In der That mußte den sauberen, weissen amerikanischen Keppelschälern der Vorzug vor den braunen, meist zähen, mit einem lederartigen Ueberzug versehenen heimathlichen Backpöfeln sofort zuerkannt werden, und nachdem unsere Hausfrauen erst gelernt hatten,



Allerheiligen in Alpbach, Tirol. Von Adolf Schlabig. — Siehe Seite 190.

das ausgezeichnete Fabrikat richtig zu behandeln, das heißt, es vor Allem vor dem Kochen genügend lange in Wasser zu legen, wolle sie sich trotz aller Patriottismus nicht mehr von dem ausländischen Fabrikate, das gut zubereitet völlig dem Geschmack des frischen Obstes entpricht, trennen.

Der überraschend schnelle Erfolg der Alben-Äpfel, dessen Herstellung durch Dörren in verbesserten, eigenartig konstruirten Öfen geschieht, veranlaßte die Industrie, die neue Methode auch auf die Conservirung, oder wie die Fabrikanten im Gegensatz zu den bisherigen Verfahren mit Vorliebe sagen: auf die Präservirung von anderen Obstsorten, von Gemüsen und Suppenkräutern anzuwenden. Auch hier erzielte man sehr bald ganz ausgezeichnete Resultate. — Im Besonderen, seitdem die gedörrten Fabrikate unter hydraulischem Drucke sehr stark comprimirt wurden. In wenigen Jahren hat sich die Alben-Industrie, man kann es ohne Uebertreibung sagen, den Weltmarkt erobert, glücklicherweise unter hervorragender Theilnahme deutscher Fabrikanten, welche sich die Erfahrungen der practischen Amerikaner nicht nur zu Nutze machten, sondern sie mit ungemessener Energie und Sachkenntniß auch weiter ausbreiteten. Die deutschen Dörr-Präserven stehen heute hinter den amerikanischen nicht allein keineswegs zurück, sie sind ihnen sogar zum guten Theil wesentlich durch die Sorgsamkeit der Zubereitung überlegen. Avis au lecteur: ich wünsche wohl, unsere vortrefflichen Hausfrauen und deren Küchenjungen forderten bei ihren Einkäufen stets deutsches Dörrobst und deutsche Präserven, sie würden sich schnell von ihrer Vortrefflichkeit überzeugen, und ihr Einfluß wäre für die heimische Industrie legendreicher als aller Holschuh. Vielleicht darf es als eine kleine Empfehlung gelten, daß z. B. die Marine-Verwaltung schon seit Jahren ihren umfangreichen Bedarf aus einer deutschen Fabrik entnimmt.

Die Mehrzahl der Kochkünstlerinnen wird allerdings zunächst, ich bin dessen ganz sicher, über ein Gerücht gedörrter Schneidbohnen oder Wirringkohls äußerst spöttisch lächeln. Es präsentirt sich dasselbe nämlich als ein kleines, zierliches Päckchen, das bequem in jeder Kinderhand Platz hat und auch wie für eine Kinder-Portion berechnet erscheint. Trotzdem reicht es aber für den guten Appetit von mindestens sechs ausgewachsenen Magen. Sobald man nämlich die stark zusammengepreßte Präserven, von welcher ein Pfund etwa 20 bis 30 Pfunden rohen Gemüses entspricht, in Wasser legt, beginnt sie förmlich aufzuleben und nimmt nach kurzer Zeit völlig den Umfang einer Mittags-Portion ein. Zweckmäßig zubereitet, wozu vor Allem genügendes Aufquellenlassen, die Verwendung weichen Wassers und ziemlich langes Kochen gehört, erhält selbst die skrupulöseste Köchin eine Schüssel, die weder im Geschmack noch im Aussehen von frischem Gemüse zu unterscheiden und dabei wesentlich billiger als Büchsengemüse ist. Geradezu lösslich aber sind z. B. die Kürbisschnitten, überhaupt jegliches nach der Alben-Methode präparirte Obst. Es kann nur eine Frage der Zeit sein, daß sich, vielleicht durch Vermittelung der landwirthschaftlichen Vereine, Genossenschaften zur Verwertung des Obstes und des Gemüses mittels des neuen Dörr-Processes bilden, — meines Erachtens liegt darin eine sehr bedeutungsvolle Hülfe für unsere so hart bedrängte Landwirthschaft.

Eine wirklich rationelle Verwertung der Conservirungs-Methoden ist für den landwirthschaftlichen Betrieb von der größten Bedeutung. Ich kenne z. B. Obstbesitzer-Frauen, welche sich für ihr vorzügliches „Eingemachtes“ einen weiten Ab Absatzkreis erobert haben. — es giebt kaum lohnendere Anlagen, als Erdbeer- oder Himbeer-Plantagen, von Spargelbeeten, wenn sie mit Fleiß gepflegt werden, ganz zu schweigen.

Deute ich damit vielleicht schon wieder auf neue Vasten für unsere armen Hausfrauen hin? Wird vielleicht ein eifriger Gatte schleunigst die Anlage von allen möglichen Gemüse-Gärten und Spargelbeeten, oder das Anpflanzen eines Hektars Johannisbeer-Sträucher anordnen? Ich glaube kaum, — und wenn es wäre, welche deutsche Frau wäre je vor neuen Aufgaben zurückgeblieben? Es gilt auch für sie Alle: „Je mehr Arbeit, um so mehr Ehre!“

Nachdruck verboten.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im October.

Die Zeiten liegen fern, wo nur das reiche oder sogar nur das vornehme Paris, das nicht immer reich ist, im Sommer auf die Landgüter überließelte, Mäcene und Parasiten von Stand, welche letztere ihre geschwächten Finanz-Kräfte auf Kosten der ersteren Kategorie für die Winter-Campagne stärkten.

Heute haben die wie Pilze aufstehenden Bade-Orte, in denen man meist nicht badet, sondern nur die Landluft genießt, in den Pariser Sitten eine große Revolution und Evolution vollendet.

Die Latifundien haben sich stark verringert, der alte Adel ist in seinen Besitz-Verhältnissen zurückgegangen. Aber selbst er zieht es vor, — ich spreche natürlich von dem, welcher im Faubourg St. Germain oder sonst irgendwo in Paris sein Hotel besitzt, — die dem Landleben gewidmete Zeit zwischen einem Aufenthalte auf den Gütern und dem in einem Modebade, wie Trouville, zu theilen.

Die hohe Finanz, welche in dem Maße reicher geworden, als der Adel verarmt ist, kauft selten Güter an. Sie begnügt sich mit einer stolzen Villa am Meeresstrande, welcher, — das erklärt sich aus der geographischen Lage Frankreichs, — besonders in Ehren steht.

Der Mittelstand, der sich sonst mit einem Sonntags-Ausfluge in die anmuthige Umgebung von Paris begnügt, überfluthet jetzt die kleineren Sommerfrischen, und die villenartigen Mietshäuser mehrern sich dort viel schneller, als die von Paris, wo, nach einer neuesten Statistik, an zwanzig Tausend leer stehen sollen.

Aber auch die Verhältnisse in der Umgebung von Paris, in St. Cloud, Ville d'Avray, Sèvres, Montmorency, Nogent sur Marne zc. haben sich wesentlich verändert. Zahllose Geschäftslente bringen ihre Familien dort in einer für vierhundert bis tausend Francs gemietheten Wohnung unter, nehmen ein Abonnements-Billet und fahren tagtäglich nach Schluß der Bureau-Stunden nach der betreffenden Sommerfrische hinüber, um zu dinnern, etwas Luft zu schnappen, die Nacht zuzubringen und den anderen Morgen in's Pariser Joch zurückzufahren.

In Ville d'Avray, wo einst Gambetta sein Tusculum hatte, habe ich dies Treiben aus eigener Anschauung studiren können. Dort wohnen freilich nur die wohlhabenderen Geschäfts-

leute. Punkt sieben Uhr trifft der „train des maris“ ein, wie ihn der Volksmund getauft hat. Die liebenden Frauen mit ihrer kleinen Kinder-Familie lehnen sich an das bescheidene Holzgitter der Eisenbahn, um den Chef der Familie, der eine hohe Eisenbahnbrücke zu überqueren hat, zu bewillkommen. Die Kleinen in ihren rosa-rothen und Matrosen-Kostümen begrüßen den geliebten Vater schon von Ferne mit tausend Kuckhändchen, — ein wahrhaft idyllischer Anblick!

Zahllose Equipagen halten vor dem im Schweizer-Stil aufgeführten Bahn-Gebäude, Equipagen aller Gattungen, bis zur Efel-Karosse hinab. Etlche Damen spielen höchst eigen- und zartbändig die Rolle des Koffelenters, und dann giebt's vor der endlichen Abfahrt zu dem lauschig im Grün versteckten kleinen Landhäuschen so viel Küsse auf Stirn und Wangen, — der Kuß auf den Mund ist in Frankreich wenig üblich, — daß Einem das Herz lacht.

Die Franzosen haben ja viele Fehler, leider nur zu viele, — aber nach jener Richtung hin sind sie musterhaft. Ihr Familienleben, das in den hohen Klassen und auch bei der Arbeiter-Bevölkerung viel, um nicht zu sagen, Alles vernichten läßt, — ist im Mittelstande stark entwickelt. Der Gatte arbeitet den ganzen Tag im Stauhe und im nervösen Treiben der Weltstadt, im ungesunden Brodem der Bureaux und den engen Pariser Straßen, ohne für sich selbst an eine Erholung zu denken, nur um seiner Familie die Segnungen des Land-Aufenthaltes zu Theil werden zu lassen.

Der Vortheil, den er selbst aus diesem Land-Aufenthalte zieht, beschränkt sich in der That auf ein Minimum, da man von der ihm knapp zugemessenen Zeit noch die für die Eisenbahnfahrten in Abzug zu bringen hat. Dazu muß er in einem schlechten Restaurant schlecht frühstücken, denn selten reicht das Gehalt zu kulinarischen Extravaganzen aus. Der angestrengt Arbeitende muß außerdem zur Erziehung seiner Kinder, zur Mitgift für die Tochter, — man heirathet in Frankreich nicht ohne Mitgift! — Geld zurücklegen.

Die reicheren Klassen verschwenden allerdings ungeheure Summen. Im Gegensatz zum Engländer, der reist, um zu sparen, oder zum französischen Adligen, der zu demselben Zwecke auf seine Güter geht, verwenden sie den größeren Theil ihres Einnahme-Budgets zur Verschönerung ihres Sommer-Aufenthaltes. Reiche Banquiers des Boulevard Malesherbes gehen bei ihren offiziellen Dinners in der Stadt, um ihre Villa mit Kunstschätzen zu erfüllen, deren Wahl freilich nicht immer von künstlerischem Verständniß zeugt.

Die Wohnhäuser haben meist etwas Anspruchsvolles; ungeschickte Nachahmungen von Feudal-Schlössern mit einem Ueberflusse an Thürmen, an zwittrhaften Gebilden und Combinationen der modernen und mittelalterlichen Zeit. Im Inneren sieht es, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, kaum besser aus. Es herrscht da eine Stillosigkeit, die nur selten beabsichtigt ist. Keuchlich wie bei den Gärten, wo der englische Stil in seiner freien Nachahmung der Natur mit dem steifen französischen Pops-Stile aus den Zeiten des vierzehnten Ludwig regellos und was noch schlimmer ist, geschmacklos wechelt und keine harmonische Einheit ermöglicht, — verhält es sich auch mit der inneren Ausstattung der Villen.

Antike Motive für die ornamentale Ausstattung der Kamine und Decken-Verzierungen, die Renaissance für die Möbel, japanische Muster für die Wand-Bekleidung, und zum Ueberflusse ein wildes Durcheinander der sogenannten Bibelots, japanische Bajen, Fächer, ausgelegte Arbeiten aus den verschiedensten Ländern und Zeiten, und das Alles übergrünt und überblüht von einer allzu großen Fülle von Blumen und Blatt-Pflanzen, deren Anordnung an die gewisser Maler-Ateliers erinnert, in denen die Regellosigkeit als ein höchstes Kunst-Princip gefeiert wird.

Das gesellige Leben zeigt einen anderen und natürlicheren Charakter, als in der Stadt, weil es eben den natürlichen Bedürfnissen des Land- und Bade-Lebens mehr entspricht. Nichts von jenem steifen, ceremoniellen Leben, das in Paris die männliche Jugend abschreckt und zum Clubleben mit seinen nahe liegenden Verführungen zwingt. Ist es möglich, fragt man sich unwillkürlich, daß eben die Personen, welche das Glück dieses freien, geselligen Lebens einmal kennen gelernt haben, sich in der Pariser Winter-Saison freiwillig wieder unter das von ihnen aus freien Stücken weiter ausgebildete Joch der Ueberlieferung zurück begeben können! Und doch ist es so! Die Mode ist in diesen Gesellschaftskreisen eben mächtiger, als jede individuelle Neigung. Die Form will es, und die Form über Alles!

Letztere hat freilich selbst auf dem Lande in der Toiletten-Frage schon manches Unheil gestiftet. Man verläßt Paris mit der ausgesprochenen Absicht, sich von dem Toiletten-Zwang bis zu den im geschlossenen Tanzsaal betäubend wirkenden Mode-Parfums frei zu machen, — aber der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach. Die ganze Farben- und Duft-Scala Floras stehen Einem zwar auf dem Lande überreich zur Verfügung, aber das genügt dem überreizten Geschmack nicht mehr.

Man wollte die Toilette möglichst bequem und lustig gestalten und höchstens täglich einmal wechseln, aber der Gesellschafts-Teufel läßt auch am rauschenden Meere mit seiner erquickenden Brise, auch in der herrlichen Waldluft des französischen Edellandes seine Opfer nicht frei. Die Regel will es freilich, daß man nur ein Morgen- und ein Diner-Kostüm trägt, aber es giebt so viel Ausnahmen, so viel, daß sie fast die Regel bilden. Man hat dem Nachbar einen Besuch abzustatten, man ist zum Diner eingeladen. Es schließt sich daran oft ein harmloser Ball. Ist es möglich, daß eine vornehme Dame bei dieser Gelegenheit auf Spitzen und Volants verzichtet, die sich freilich für den feuchten Strand oder das Gestrüpp des Waldes wenig eignen? Doch was hilft's! Man macht gute Miene zum bösen Spiel, — und meist sogar mehr als eine gute Miene! Man ist innerlich hoch befriedigt, auch auf dem Lande, wo die Bevölkerung mit geheimem Neide und offen beständiger Bewunderung staunt und dem Mund weit öffnet, Zeugniß von seinem Pariser savoir vivre ablegen zu können.

Ferner hat man die moralische Verpflichtung, etwas für das Casino seines Bade-Ortes zu thun. Noblesse oblige, gleichviel, ob den angeborenen, oder in der Börse erworbenen Adel! Eine neue, funkelnagelene Toilette ist dazu erforderlich. Und nun gar, wenn es sich um ein Rennen oder um eine Regatta handelt. Und solches Sportfest ist jetzt fast keinem Bade-Orte erspart.

Für diese Rennen und Regatten, bei denen Niemand auf die Nachts- und Canotiers achtet und alle Welt die Toiletten mustert, sind natürlich die höchsten Kunstleistungen des Pariser Schneiders erforderlich. Die Renn-Tribüne von Deauville ist gleichsam die Fortsetzung der Toiletten-Ausstellungen, die zur Lenzeszeit im Salon begonnen haben und beim Grand Prix von Longchamps erprobt wurden. Auf der

Renn-Tribüne von Deauville handelt es sich nicht mehr darum, der dünnen Landbevölkerung zu imponiren, es handelt sich um eine Lebensfrage, um einen Todeskampf, wie vor den Mauern der heiligen Nios. Nur, daß man nicht Körper an Körper kämpft, sondern Toilette an Toilette. Das Endergebniß wird durch die Reporter der Pariser Presse in alle Winde verkündet werden, und wehe der Besiegten, wehe der Vergeßenen! Das Meer wirft mahnend seine langen Wellen an den sandigen, gelblich schimmernden Strand. „Ihr Töchter der Erde,“ scheint es auszurufen, „laßt ab vom unfruchtbaren Streit, erquickt euch in meinen Armen, dann werdet ihr leichter und ohne Gemüthsauflregung jenen Preis erringen können, den der schöne Paris in Gestalt eines rothwangigen Apfels, — des Cris-Apfels, sagt man, — einst zu vertheilen hatte!“ Aber man hört nicht auf den gereinen Reptum. Der alte Herr mit dem Dreizack ist ein Mythos, der Pariser Schneider hat ihn vollends todt gemacht. Freilich nur scheinbar, denn er hat noch alle eiteln Pariser Schönheiten überlebt, und wenn er, nach alter mythologischer Sitte lebend und ungelesen in der kommenden Winter-Saison den Vallfrenden des Faubourg St. Germain oder der Chaussée d'Antin anwohnen wird, so könnte er mancher seiner ungetreuen Clientinnen spottend zurufen: „Thöria! wenn du meinen Rathschlägen dein Ohr mehr geöffnet hättest, so wärdst du jetzt von jener schaumgeborenen Venus nicht — besiegt werden. Dir geschieht nur, was du verdienst!“

Eugen von Jagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Geschwister. Von M. Dehmichen. Siehe das Bild, Seite 185. — Nicht immer verknüpfen die Bande des Blutes Geschwister für das ganze Leben; aber es ist eine Seltenheit, daß eine ältere Schwester nicht an dem jüngeren Bruder mit einer Liebe hängt, die an Opferfähigkeit nur mit der Mutterliebe verglichen werden kann. Besonders unverheirathet gebliebene ältere Mädchen gutartigen Charakters, die sehr viel häufiger sind, als der laubläufige, zur Gattung verzeirter Begriffe der alten Jungfer glauben läßt, finden häufig geradezu eine Befriedigung darin, den Schatz ihrer Liebe den jüngeren und meist nicht einmal sehr dankbar gearteten Brüdern in den Schoß zu werfen. Schon in dem Puppenspiele des kleinen Mädchens tritt die edelste Blüthe der Frauenliebe, das Mütterliche, recht deutlich zu Tage; wie ganz anders noch, wenn ein kleines Mädchen ein noch sehr viel kleineres Brüderchen im Arme halten und es verhätscheln darf. Der Künstler giebt ein anziehendes Bild dieser Geschwisterliebe, die mit den Jahren nicht ab-, sondern zunehmen pflegt. Die Kage darf auf diesem echt deutschen Familienbilde natürlich nicht fehlen, denn ohne Hund oder Kage läßt sich ein behagliches deutsches Familienbild nicht denken.

Allerfeiertag in Alpbach, Tirol. Von Adolf Schlabitz. Siehe das Bild, Seite 189. — Das Todtenfest in evangelischen, der 2. November, der Allerfeiertag, in katholischen Ländern, — sie sind die beiden Tage des Kirchenjahres, die am meisten an die Vergänglichkeit des Irdischen mahnen. Tage der Trauer und des stillen Gedenkens an Diejenigen, die unserm Herzen theuer sind und die der Tod von unserer Seite gerissen. Aber sie predigen auch laut von der Unvergänglichkeit der Liebe, der Liebe über das Grab hinaus. In katholischen Ländern ist es eine schöne Sitte, die auch jeder Nicht-Katholik als solche empfinden muß, am Allerfeiertage die Gräber der verstorbenen Lieben zu schmücken, daß sie unter der Farbenpracht der Blüten verschwinden und der ernste Friedhof, trotz der Unwirklichkeit des Herbsttages, den Eindruck eines Gartens macht, der in dem duftenden Blütenflor des Sommers prangt. Die brennenden Herzen, die auf den Gräbern stehen, geben dem Bilde etwas ergreifend Feierliches und rühren auch an die Seele dessen, der für die Regungen des Gemüthes sonst wenig empfänglich ist. In dem tiroler Gebirgsdorfe, dessen Allerfeiertag dem Künstler die Anregung zu seinem Bilde gegeben, sind die Blüten schon spätlich im November; aber dennoch hat jedes Grab seine Blumen und seine Kerzen, und der kleine Friedhof, auf den die Berge in stiller Majestät herniedersehen, ist auch hier ein Zeuge der göttlichen Verheißung: „Die Liebe höret nimmer auf.“ Die Dorfbewohner strömen in die Kirche, um die Messe zu hören; vor dem Bilde des gekreuzigten Christus kniet betend ein alter Mann und steht, ehrfurchtsvoll das Haupt entblößt, ein halbwüchsiger Knabe. Vielleicht beten sie für dieselbe arme Seele; jedenfalls ist es derselbe Schmerz, der sie zu dem gekreuzigten aufbliden läßt, — der Schmerz, den auch wir Alle schon empfunden haben, denn wen giebt es, dessen Gedanken nicht am Allerfeiertage bei einem stillen Hügel weiltten, der noch keinen Verlust eines Theuren zu beweinen gehabt?



Berlin. — Das Diakonissenhaus Bethanien beging kürzlich die Feier seines einundvierzigjährigen Bestehens. Aus dem Jahresberichte der trefflichen Anstalt ist zu entnehmen, daß sich im letzten Jahre die Zahl ihrer Hülfskräfte um 246 Schwwestern vermehrt hat. Während des gedachten Zeitraumes sind über 3000 Kranke von den Schwestern gepflegt worden. Bei der letzten Zusammenkunft in Kaiserwerth wurde festgestellt, daß sich die Zahl der Diakonissen in Deutschland überhaupt um 1500 vermehrt hat, sodaß jetzt mehr als 7000 Diakonissen in unserem Vaterlande ihrem schweren, aber legendreichen Berufe nachgehen.

Weimar. — Durch den Deutschen Frauenverein in Reform wurde den Cultus-Ministerien von Preußen, Baiern und Württemberg eine Petition unterbreitet, in der um Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den Universitäts-Studien und zur Ausübung einiger der auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Berufe gebeten wurde. Der genannte Verein, welchem Frauen aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz sowie Deutsche in England und Rußland beigetreten sind, wurde im März d. J. durch Frau Kettler in Weimar in Verbindung mit einigen Freundinnen der Sache in's Leben gerufen; er geht von der Ueberzeugung aus, daß es im Hinblick auf die zunehmende Gefellosigkeit in manchen Kreisen und auf die geänderten wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit notwendig geworden sei, die Zukunft der Töchter durch die Ermöglichung einer ihnen zufagenden Erwerbsthätigkeit zu sichern.

beziehungsweise den engen Kreis der bis heute in Deutschland dem weiblichen Geschlechte zugänglichen Berufe zu vergrößern. Dem entsprechend erstreckt der Verein, einige der wissenschaftlichen Berufe für die Frauenwelt aufzuschließen, um die dafür nöthige Vorbildung zu schaffen, und sucht die Gründung eines Mädchen-Gymnasiums anzubahnen. Sitz des Vereins ist vorläufig Weimar.

Wien. — Kaiserin Elisabeth beabsichtigt diesen Winter wieder England zu besuchen. Zu Weihnachten wird die erlauchte Frau einige Zeit in Bournemouth zubringen, welches bei dem früheren Aufenthalt daselbst ihrer Gesundheit sehr zuträglich war.

Karlsbad. — Die Prinzessin Maria Theresia von Bourbon, Tochter der Prinzessin Mathilde Ludovica, geborenen Herzogin zu Baiern, und des verstorbenen Grafen von Trani, Prinzessin beider Sicilien, hat sich in Karlsbad, wo sie mit ihrer Mutter seit Mitte des vorigen Monats zur Kur weilte, mit dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern verlobt. Die Verlobung wurde im engeren Familienkreise gefeiert. Die hohe Frau, eine Nichte der Kaiserin von Oesterreich, ist am 15. Januar 1867, der fürstliche Bräutigam am 7. März 1864 geboren.

Paris. — Die Fürstin Jurjewskaja-Dolgorukowa, welche mit dem Kaiser Alexander II. von Rußlandmorganatisch vermählt war, hält sich gegenwärtig in Paris auf. Ueberall, wo sie sich zeigt, tritt sie als rechtmäßige Gemahlin des verstorbenen Monarchen auf und verlangt als solche eine besonders ausgezeichnete Behandlung, die ihr auch in ihrer Umgebung und von ihrem Bekanntenkreise zu Theil wird. Sie vermeidet nicht nur nicht eine Unterhaltung über den verstorbenen Kaiser, sondern bringt, fast wie absichtlich, öfter das Gespräch auf ihn, wobei sie ihn stets als „meinen Mann“ bezeichnet. Ihre Kinder betrachten sich als rechtmäßige Kinder des heimgegangenen Kaisers Alexander II., wozu sie infolge eines von dem Letzteren ertlassenen Ukas allerdings völlig berechtigt sind. Der älteste Sohn der Fürstin, Georg, jetzt 18 Jahre alt, ist ein schöner, sehr kluger junger Mann und seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich. Er will nächstens in eines der vornehmen Petersburger Garde-Regimenter eintreten, wobei er sich nicht verhehlt, daß sich seine Stellung dort, namentlich sein Verhältnis zur kaiserlichen Familie, schwierig gestalten wird. Die älteste, jetzt zwölfjährige Tochter der Fürstin ist von einer ganz seltenen Schönheit, aber nicht besonders klug und von sehr hochmüthigem, wenig angenehmem Charakter; endlich ist noch eine etwa achtjährige, meistens kränkliche Tochter vorhanden; eine dritte Tochter war noch zu Lebzeiten des Kaisers Alexander II. gestorben. Uebrigens ist das Verhältnis der Fürstin und ihrer Kinder zum jetzigen Kaiser durchaus nicht so schlecht, wie man annimmt. Der Kaiser nennt die Fürstin „Du“ und „Mary“ und sie ihn: „Sascha“ (Kosenamen für Alexander). Auch der Sohn nennt seinen Bruder, den Czaren, „Du“ und „Sascha“, während der Czarewitsch „Gogo“ (Kosenamen für Georg) nennt.

Nachdruck verboten.

Kinder-Arbeit und Kinder-Vergnügen.

Sie wollen etwas über meine kleine Malkstunde hören? Nun gut, so will ich gern davon erzählen.

Meine eigenen Kinder anleitend, genoss ich die Freude, alljährlich bei einigen Altersgenossen derselben Lust und Fähigkeit für Kunstübungen zu wecken und zu fördern. Es ist so leicht und genussreich, schon in den frühesten Jahren, wo die ersten Triebe des Schaffens sich regen, Knaben sowohl als Mädchen den jugendlichen Sinn mit schönen Formen zu fällen! Die alte Methode des Abzeichnens von gewöhnlichen Dingen, als Würfel, Häuser, Geräthschaften und dergleichen ist schwierig, kleinere Kinder nutzlos ermüdend und kommt höchstens der Technik zu Gute, nicht aber dem Geschmack, der immer zuerst berücksichtigt werden sollte und dessen Veredelung für alle Stände von gleichem Nutzen ist. Das Zeichnen schöner Formen sollte jedem Kinde vom fünften Jahre an ein liebes Spiel, eine Erholung werden, zugleich erfreuen und nützen. Dies zu erreichen hat schon Professor Adolf Schroeder folgende Art des Nachbildens schöner ornamentaler Formen für die Kinderwelt als am leichtesten zum Ziele führend bezeichnet:

Es wird der kleinen Hand nur zugemuthet, auf Pauspapier die Linien des Vorbildes genau nachzuziehen, diese Umrisse auf Zeichenpapier zu befestigen, ein dünnes Graphit-Papier dazwischen zu schieben und die Linien mittelst Knochen- oder Metallstift nachzuziehen. Der nun auf dem Papier entstandene Umriß wird von der überwachenden Lehrerin oder Mutter einer genauen Berichtigung unterworfen; dann muß das Kind mittelst einer Feder, in welche Farbe gestrichen wurde, diese Linien wieder nachziehen und die Grundflächen mit dem Pinsel und der entsprechenden Farbe ausfüllen. Jedes Kind lernt



gar bald das ganze Verfahren. Bisher hielt ich es derart, daß, nachdem meine kleinen Schüler das Jahr über in zwei wöchentlichen Doppelstunden sich in allerlei nur auf das Papier übertragenen Mustern geübt hatten, ihnen das letzte Vierteljahr gestattet wurde, Holz- und Carton-Gegenstände zu bemalen, welche zum Theil mit dem köstlichsten Eifer angefertigt werden und den Kindern die große Freude ermöglichen, Angehörige und

Freunde zum Weihnachtsfeste mit kleinen Kunstgegenständen beschenken zu dürfen.

Ornamente in verschiedenen Farben ausgeführt, zum Theil mit Bronzen umzogen, leichtere heraldische Thiere und Monogramme fanden diere Anwendung, und letztere wurden von einigen Kindern sogar mit besonderer Vorliebe gemalt. Die beigegebenen Abbildungen zeigen einige der von den Kindern angefertigten Arbeiten. So manche Sonntagsstunde, manchen trüben Ferientag war diese Art der Beschäftigung eine reine, bildende Freudenquelle für meine Kinder, und ich selbst fühlte, je mehr ich mich in die mir gestellte Aufgabe hineinarbeitete, wie sehr sich mein Verstandniß immer mehr den Anforderungen eines edlen, stillvollen Geschmacks aufschloß, wie ich sicherer wurde in der Beurtheilung von gut und schlecht, wie ich lehrte — lernte.

Durch die zum Theil raschen Fortschritte der kleinen eifrigen Künstler kam bald die Aufforderung zu neuen Aufgaben; mir wuchs der Muth, mit ihnen voran zu gehen, und ohne daß ich es im Anfang hätte hoffen dürfen, war ich der Sache gewachsen.

Wie manche Mutter oder Erzieherin brauchte nur zu versuchen, den angebotenen Weg einmal einzuschlagen; sie würde wohl bald, wie ich, die Freude haben, schlummernde Talente nicht nur in den Kindern, nein, auch in sich selbst zu entdecken. **H. M.**



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Anscheinend hat die Unbill des frühen Sommers die Furcht vor einem frühen Winter erweckt, denn der Pelzmantel bringt schon jetzt eine auffallend reiche Auswahl wärmender Umhüllungen. Unter ihnen werden Capoten aus Sealskin und Siber frostigen Seelen besonders annehmbar erscheinen. **H. J.**

— Zu den vielen, von uns bereits veröffentlichten neuen Hüten und Hutformen bringen wir heute noch einige besonders



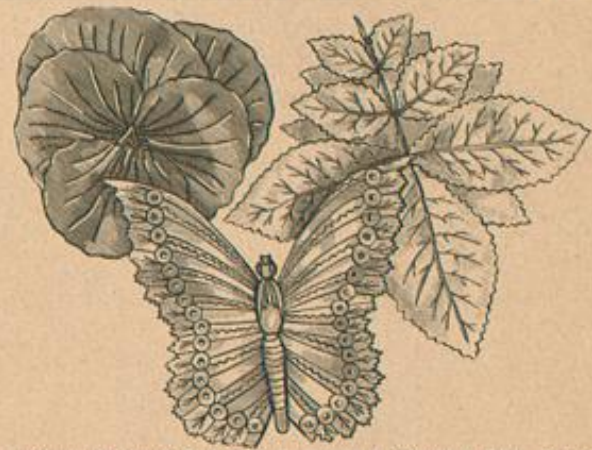
interessante. Sie sind aus Filz, bisweilen zweifarbig und nicht

selten so reich ausgestattet, daß der Garnitur nur wenig zu thun übrig bleibt. Die Formen mit einem absteigenden Kopfe aus sattigem Tuch verlangen eigentlich nur eine schöne Bandschleife; ebenso die Capoten mit Chenille-Stickerei auf Boden und Krempe. Die breiten geraden Ränder werden besonders gern mit genau in der Breite übereinstimmenden Federkränzen gedeckt; andere hochgebogene Krempen erhalten ein Futter aus zweifarbigem, dicht neben einander liegenden Chenille-Säulchen, aus Krimmer, Vespel u. s. w. **H. J.**

— Die letzte Neuheit der Hutmoden bilden die Toques, kokett mit Schleife und Flügelstutz für die erste Jugend, ernster und gediegener im Schmuck reicher Sammetpuffen und schöner Federn für diejenigen Damen, welche sich noch nicht dauernd für den geschlossenen Hut entscheiden wollen. Letztere wählen die bei aller Zierlichkeit doch umfangreiche en Formen mit runden oder weichen Kopf und schmaler,

vorn leicht aufgebogener Krempe, nicht selten auch eine Capote als Grundlage, deren Contouren unter geschickt gebrauchten Stoff-Falten ganz verschwinden. Der Jugend dagegen verbleiben alle die hohen zuckerhut- und blechmägenartigen Formen, ebenso die echten Polenmägen mit viereckigem Boden und Pelz- oder Krimmerrand. **H. J.**

— Neben so manchem Schönen und Nachahmenswerthen erschafft die Mode mitunter Dinge, deren Form und Ausschmückung in grollem Widerspruch zu ihrer Bestimmung stehen. Eine der absonderlichsten Launen hat jedenfalls die neuesten Taschentücher erzeugt, die, aus feiner weicher Seide gefertigt und mit abstrahirter Langzetter- und Kettenstich-Stickerei



verzerrt, sich in Gestalt flach ausgebreiteter Blumen, über einander liegender Blätter oder gar in der eines Schmetterlings den erlauchten Blick darbieten. An den Blättern fehlt selbst nicht ein lose hängender Stiel!

Wien. — An allen Arten von Toiletten bildet in der diesjährigen Herbst-Saison reiche Stickerei den bevorzugten Aufputz. Die neuesten Soirée- und Dinner-Roben zeigen beinahe durchweg, nebst gestickten Devants, auch die Schleppe mit einer Stickerei verzerrt, und zwar in Form einer dem Stile der Toilette angepaßten breiten Bordüre, welche der langen Schleppe als Umrandung dient.

— War schon in der vorjährigen Herbst- und Winter-Saison den Tuchgeweben eine hervorragende Stellung im Reiche der Mode eingeräumt worden, so behauptet heuer das glatte feine Damenthuch unbedingt den ersten Rang unter den wollenen Modestoffen, trotzdem dieselben gerade diesmal besonders prächtig sind und deshalb als gefährliche Concurrenten auftreten. Alle diese verschiedenartigen Gewebe präsentiren sich in reicher, durchweg schön gezierter Farben-Scala; die als Herrscher erorenen Farben aber heißen: Grün und Grau! Beide sind, wenn unter ihren mannigfaltigen Nuancen die richtige Wahl getroffen wird, überaus kleidsam. Man darf der Mode wirklich dankbar sein für den neuen Reiz, den sie unseren Herbst- und Winter-Promenaden verleiht. Wird es doch kein geringes Vergnügen gewähren, die anmuthigen Köpfechen schöner und eleganter Damen hier gleichsam aus grauen Nebelwolken, dort wie liebliche, frische Blumen aus freundlichem Grün hervortreten zu sehen! — Die feinen Kammgarn-Stoffe haben auch heuer von ihrer Beliebtheit nichts eingebüßt, und die feinen Streifen des neuesten dieser schönen Gewebe üben eine reizende Wirkung aus. Für elegante Strohhut-Toiletten werden mit Vorliebe englische Cheviots gewählt, — als diesjährige Neuheit solche von dunkler Farbe und nur in sich gestreift. Eines der geschmackvollsten und originellsten Kostüme im englischen Geschmack, das wir sahen, bestand aus olivgrünem Cheviot; Gorgone und Karmel waren mit fingerbreiten, schwarzen Wollborten verzerrt, die, gleichmäßige Streifen bildend, am Taillenschlusse in graziose Schlingen ausgingen, während den glatten Rock am unteren Rande in gleicher Weise Borten säumten. — Nebenbei wird noch immer grauer Boden getragen, und Kostüme, deren glatte Röcke aus sehr groß carrirtem, die Taillen hingegen, im Ton harmonirend, aus einfarbigem Stoffe bestehen, gelten für junge Damen als höchst distinguirt. **H. M.**

— Als besonders dauerhaft und angenehm beim Tragen zeichnet sich ein neues Strickmaterial für Winterstrümpfe aus. Der feht drehrte und doch weiche Faden ist aus Schafwolle und Seide gemischt und sowohl einfach als auch in den verschiedensten Zusammenstellungen, wie Goldgelb, Silbergrau, Roth und Schwarz vorrätzig. Die Strümpfe aus diesem Material bewahren sich vorzüglich in der Wäsche und besitzen dabei den Vorzug eines mäßigen Preises, welcher sich je nach der Fußlänge auf 75 Krz. bis 1 Gld. 50 Krz. stellt. **H. M.**

Paris. — Als ein Meisterstück an Geschmack und Anmuth darf wohl eine Toilette bezeichnet werden, welche auf einem der größeren Empfänge im Elysée zu glänzen bestimmt ist. Ganz aus lüstergrüner Bengaline mit eingestickten Fet-Bouquets hergestellt, zeigt die Robe keinerlei Drapirung. Einfach und edel fließen die Falten des leicht getrauten Rodes über vier Einsätze aus grünem Sammet, die eine kräftige grüne Seidenleise in mehreren Reihen schmückt. Mit diesen Einsätzen harmonirt der Vah der



weit geöffneten glatten Taille, während die Kermel vermöge ihres besonderen Arrangements wie doppelt erscheinen.

— Schon naht der Winter mit seinen dankten Tagen, seinem Festglanz und seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Man kündigt bereits Anstellungen, und Wohlthätigkeits-Voyage an, und die Pariserinnen rüsten sich, ihre Schönheit durch geschickt gewählte Toiletten zur vollsten Geltung zu bringen. Neben der Form spielen Stoff und Farbe eine wichtige Rolle. Zunächst hat man sich für das Prinzesskleid aus farbigem Sammet, Seide oder Matelassé entschieden und trägt dazu einen reich mit Seide, Gold oder Perlen gestickten Rock aus hellem crêpe de Chine. Das Ueberkleid ist an den Nähten geflickt und läßt ein absteckendes, nicht selten weißes Seidenfutter sehen. Die unentbehrliche Boa oder ein Fichu, wie man es am Anfang unseres Jahrhunderts trug, vervollständigt den distinguirten Anzug. **H. de G.**



Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 10. Italienisches Muster für Filzstopfen, Kreuzstich, oder Durchbruch-Arbeit. — Das Original, dessen wunderbaren Farbenreiz unsere Vorlage in möglichster Treue wiedergibt, ist eine Filz-Stopfarbeit aus dem 16. Jahrhundert, welche der Sammlung des Herrn J. Krauth in Frankfurt a. M. angehört. Auf weißem Filzgrund erscheint das stillose Muster mit farbiger Nähseide, feinem Gold- und Silberfaden durchstöpft, in dem gewöhnlichen Stöpfstich, wie es die nebenstehende Darstellung veranschaulicht. Diese reiche Filz-Arbeit empfiehlt sich zu eleganten Sopha-Schönern, Salon-Tischläufern u. Das Muster eignet sich jedoch nicht minder zur Ausföhrung in einem der italienischen Durchbruch-Stiche: punto tirato (siehe Abb. 13 der Nr. v. 1. Juli 1881) oder punto tagliato (siehe Abb. 4-8 der Nr. v. 1. Januar 1883)



für Servir-Tischdecken, Parade-Handtücher, Stores u. dgl. Endlich bleiben noch der gewöhnliche Kreuzstich und dessen verwandte Sticharten, Gobelin, Sternstich u. auf gewöhnlichem Ganevas mit Fällung oder auf irgend einem der farbigen Ganevas-Gewebe, um nach unserer Vorlage eine farbenreiche Bordüre zur Ausföhrung von Stühlen, Chaiselongue- oder Fensterdecken, Portieren u. herzustellen.

Eine neue Verwendung der bekannten Abziehbilder lehren wir mit der farbig verzierten Kerze (Abb. 21) in der Nr. vom 1. October d. J. Nicht minder interessant ist ein ähnliches Verfahren zur Ausschmückung von Kacheln, die, in metallene oder hölzerne Rahmen gefast, als Unterfah für heiße Schüsseln u. s. w. dienen. Auch kann man die weißen Ofen auf diese Weise verzieren, doch würden die Kosten solcher Verzierungen diejenigen der Schablonen-Malerei bedeutend übersteigen. Bemerkenswert ist, daß nur die besten Abziehbilder für obigen Zweck geeignet sind und daß die Arbeit trotz ihrer Einfachheit etwas Geduld erfordert. Um ein Abziehbild auf eine Kachel zu übertragen, bestreicht man dessen obere Seite mit Eiweiß, legt sie auf die betreffende Fläche und drückt mit einem Papierballen das Bild fest an, wobei das hervortretende Eiweiß zu entfernen ist. Hierauf wird die Rückseite des Bildes stark angefeuchtet. Nach Verlauf einiger Minuten erfährt man mit der linken Hand das Papier an einer Ecke und hebt es allmählig von seiner Unterlage ab. Dies muß sehr vorsichtig und langsam geschehen, während die rechte Hand fest auf dem Papier ruht und dasselbe mit dem immer wieder angefeuchteten Zeigefinger niederdrückt. Nach Entfernung des Papiers muß das auf der Kachel zurückgebliebene bunte Bild unberührt trocknen.



Die für ein Kückenstücken oder ein elegantes Deckchen sich eignende Vorlage ist auf unabgetheiltem Felle-Ganevas gearbeitet und zeigt auf einem mit moosgrüner, offener Seide in Renaissance-Stiderei mit gelber Seide gefülltem Grunde theils durchbrochene, theils mit verschiedenen leichten Fällstichen ausgeführte Musterfiguren, die mit gelber, von einem feinen Goldschmuck begleiteter Seidenfärbung contournirt sind. Wie aus dem naturgroß dargestellten Theil der Stiderei hervorgeht, wird für Adern und Ranken sowie zur Begrenzung der Felder etwas stärkere Seidenfärbung angewendet. Man arbeitet zunächst die Fällung



der Muster-Figuren, dann den Grund und zuletzt erst die Schur-Contouren. Diese wirkungsvolle Verbindung von Renaissance-Stiderei mit Durchbruch- und Fällstichen läßt sich zu vielen in den technischen Nummern unserer Zeitung enthaltenen Stiderei-Vorlagen anwenden. — siehe z. B. die Decken, Abb. 4 und 5 der Nummer v. 7. Febr. d. J., die schöne Bordüre, Abb. 78



der Nummer v. 6. Nov. 87 u. a., — besonders aber zur Ausföhrung jedes für Aufnah-Arbeit entworfenen Musters. N. D.

Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Reinmachen.

Wie bei jeder Arbeit, so ist auch bei dem viel geschmähten und gefürchteten „Groß-Reinmachen“ die Mahnung: „Erst bedacht — dann vollbracht“ am Platze. Eine tüchtige Hausfrau wird sorgen, daß vor dem Beginne die zum Reinmachen erforderlichen Utensilien: Lehr- und Putzzeug, Schwämme, Lebertappen, Pinsel, Bürsten, Seife, weiche leinene und alte seidene Tücher vorhanden sind und eine Eintheilung für Beginn und Fortgang der Arbeit gemacht wird. Wo Gardinen nicht in ausreichender Menge bereit sind, um die abgenommenen schmutzigen Shawls sofort mit reinen vertauschen zu können, muß eine Gardinen-Wäsche vorhergehen, damit ein jedes Zimmer hinter einander fertig gestellt werden kann und die Arbeit nicht halb beendet liegen bleibt. Es ist nicht möglich, ein für alle Verhältnisse passendes Schema aufzustellen, denn jede Frau wird sich den persönlichen Ansprüchen ihrer Familie, namentlich denen des Mannes, die möglichst zu respectiven sind, anzuweihen müssen. Wichtig wird es immer sein, an einem Endpunkte der Wohnung, je nach den vorhandenen Arbeitskräften, mit einem, höchstens zwei Zimmern gleichzeitig zu beginnen und die Reinigung derselben im Laufe des Tages, möglichst bis zur Tischzeit, zu beenden. Die Nachmittags- und Abendstunden können sehr wohl zu Vorbereitungen der morgenden Arbeit benutzt werden. Wenn die Klage, daß es überhaupt ein „Reinmachen“ geben müsse, nicht berücksichtigt werden kann, so verdient hingegen der Vorwurf Beachtung: „Wir hatten großes Reinmachen, da ist natürlich wieder dies und jenes verdorben, zerbrochen worden!“ Man sollte seine, kostbare Kunst- und Rippes-Gegenstände nie den Händen eines ungeschickten, unerfahrenen Mädchens anvertrauen; diese zu reinigen, muß Sache der Frau bleiben, die ihren Werth kennt. Ferner sollte man in der Anwendung der dem Zweck entsprechenden Säuberungsmittel, in der Art des Verfahrens selbst sehr sorgsam sein. Wägen die nachstehenden Angaben zur Anleitung dienen.

Wände und Decken der Zimmer legt man mit einem langstieligen, „Hauchkopf“ genannten Haarbürsten, den man mit einem weichen Tuche überbunden hat. Die Flächen müssen strichweise gefeiert und ein zu festes Ausdrücken vermieden werden, da letzteres, namentlich bei Decken, die fast immer ein wenig rauchgeschwärtzt sind, leicht Streifen erzeugt.

Cellbilder sind mit einem seidenen Tuche abzuwischen; zeigen sich Flecken- oder sonstige Flecke, so kann man dieselben mit einem weichen, in lauwarmem Wasser angefeuchteten Schwamm abwischen, muß sie aber sorgfältig nachtrocknen. Ist etwa im Laufe der Zeit der Firnis nachgedunkelt, stumpf und undurchsichtig geworden, zeigen sich Sprünge in der Malerei, so wird man gut thun, das Gemälde rechtzeitig einem geschickten Restaurateur zu übergeben, der es mittelst des Fettenlofer'schen „Regenerations“-Verfahrens vollkommen wieder herstellen kann. Eigene Versuche sind stets zu unterlassen.

Kupferstiche, Lithographien, Photographien putzt man mit einem gut ausgebrühten, feuchten Schwamm und reibt sie mit einem weichen Leder und eben solchem Tuche trocken. Jede zwischen Glas und Rahmen eindringende Rasse erzeugt Stockflecke und verdirbt das Blatt.

Die **Rahmen**, namentlich wenn sie echt vergoldet sind, dürfen nur abgestäubt, ausgepinselt und in den schlecht zugänglichen durchbrochenen Stellen mit einem kleinen Blasebalg ausgeblasen werden. Jede Feuchtigkeit verdirbt die Vergoldung, dagegen können polirte Holzrahmen feucht gelebert werden.

Spiegelgläser reinigt man mit einem in Wasser getauchten, gut ausgebrühten Schwamm, befeuchtet dann einen zweiten mit etwas Weingeist und fährt mit diesem schnell über die Fläche, welche man weiter leicht mit einem Russelin-Beutel, in dem pulverisiertes Reublan befindlich, bestäubt, und sie zuletzt mit einem weichen Leder oder seidenen Tuche trocknet. Dasselbe Verfahren ist für Spiegelstiderei zu empfehlen.

Die **Prismen** der Kronen halt man vorsichtig aus, legt sie in eine Holzwanne, übergießt sie mit ausreichend vielem warmem Wasser, in dem ein Stück Soda aufgelöst wurde, und läßt sie in diesem einige Stunden stehen. Sobald sie ausgewaschen sind, thut man sie in ein zweites Gefäß, spült sie mit Wasser, dem ein kleiner Spiritus-Zusatz gegeben wurde, legt sie dann auf trockene Tücher zum Ablaufen, putzt sie mit einem Leder klar und trocknet sie sorgfältig ab. — Ganz aus Glas bestehende Kronen müssen volle-

ständig aus einander genommen und mittelst feiner Kreide gereinigt werden; doch thut man in diesem Falle besser, sich an ein Geschäft zu wenden.

Silber, dunkle und Goldbronz werden nur mit Tüchern und trockenen, sehr weichem Leder gerieben; ebenso cuivre poli.

Porzellan, Figuren u. werden mit Seifenwasser gewaschen und die Verzierungen mit weichen Bürsten gereinigt.

Möbel zu poliren. Das Einfachste bleibt ein Abreiben mit einem feuchten Leder und ein Nachtrocknen mit weichem Tuche. Es werden allerdings oft Versuche zu einem gründlicheren Poliren gemacht, wozu alle möglichen Mittel empfohlen werden, die indessen meist nur mit Vorsicht zu versuchen sind und leicht schädigen können. Ausgezeichnet ist das tüchtige Abreiben blanker Flächen mit einem wollenen Lappen, der in eine Mischung von 2 Theilen Rothwein und 1 Theil Provençeröl getaucht wurde; auch hier muß mit einem weichen Tuche tüchtig nachgerieben werden. Bei Polirander-Flügeln, auf deren Deckeln sich leicht fettige, ausgeschlagene Stellen zeigen, mag ein Poliren mit einem von Petroleum durchgezogenen, — nicht nach, — seidenen Tuche versucht werden. Es muß dasselbe kräftig aufgedrückt und fortwährend im Kreise bewegt werden; dann werden sich die Flecke auflösen. Geschliffene antike Eichenmöbel werden mit eigens dazu gehörenden Pinseln ausgepinselt und, falls sie ganz stumpf sind, mit einer mit Wachs gestrichenen Bürste gebürstet.

Bezüge der Möbel klopf man, wenn sie von Seidenstoff sind, mit einem Klopfer von Pferdehaar oder Fuchsschwanz, wenn von Wolle oder Plüsch, mit einem aus Rohr geflochtenen; man büffelt erstere mit weichen Haarbürsten, letztere mit solchen aus Wurzeln.

Weißlackirte Fenster und Thüren feist man nur im Nothfall, wenn ein Ablebern nicht genügt, mit weicher Seife; auch thut man in das Spülwasser einige Tropfen Ammoniak.

In Wachsfarben gestrichene und gemalte Thüren dürfen nur trocken abgerieben werden; etwaige Flecken an den Schlaglanten, Abdrücke von Fingern u. entfernt man durch rasches Reiben mit einem in Benzin getränkten Lappen.

Fußboden-Parquet reibt man mit einem nassen Schwamm und einer Bürste auf; sind Festschleife vorhanden, so reibt man diese mit einem in Benzin getauchten weichen Lappen so lange, bis sie verschwinden. Gestrichene Fußböden feist man, — am besten auf den Anien, — mit einem Woll-Lappen strichweise, spült die reine Stelle sofort mit klarem Wasser nach und reibt sie trocken. Gebohnte Fußböden wischt man nach einem großen Reinmachen mit einem feuchten Tuche auf, um den Staub zu entfernen, und bohrt sie auf's Neue.

Leppiche werden in bekannter Weise geklopft, können dann mit trocken ausgebrühtem Saurekohl oder mit feuchten Theebütern abgefeiert werden. Vortrefflich ist es, dieselben etwa in metergroßen Stücken mit einem reinen Tuche abzureiben, das in Wasser angefeuchtet wurde, welchem man einen kleinen Essigzusatz gab; die so gereinigten Stellen müssen mit einem trockenen Tuche nachgeputzt werden.

Stahl-Einfassungen der Röhre reibt man mit Del und Schmirgel-Papier ab; sind Rostflecke vorhanden, so muß die Masse etwa 24 Stunden auf demselben stehen bleiben, um die Rostflecke zu erweichen.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Aleidung der Graveure im Mittelalter und deren Devise. — Wie kleideten sich die Graveure im Mittelalter und welche Devise führten dieselben? H. K. in Heidelberg.

Zander in Rheinwein gedämpft. — Wie wird das Gericht „Zander in Rheinwein gedämpft“ zubereitet? C. S. in J.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Wäsche-Ausstattung (184). — Die Frage, welche Ansprüche heut zu Tage an die Ausstattung eines jungen Mädchens in Bezug auf Leib-, Tisch- und Bettwäsche gestellt werden, veranlaßt uns zu nachfolgenden Angaben, wobei bemerkt sei, daß man im Allgemeinen von der Beschaffung großer Vorräthe, wie sie früher üblich waren, zurückgekommen ist, weil Schnitt und Geschmack schneller wechseln, das lange Liegen dem Reineuzgeuge auch nicht vortheilhaft ist. Je nach persönlichem Gefallen und Bedürfnis entscheidet sich die Wahl hier für ein Rehr, dort für ein Weniger, auch richtet sich die Größe einer Ausstattung nicht sowohl nach der Quantität, als nach der Qualität; dieselbe Stückzahl kann im Werthe sehr verschieden sein und eine reiche, mittlere oder einfache Mitgift repräsentieren. Beständig wird es immer sein, das Hauptaugenmerk nicht auf bestechliche, complicirte Arrangements der Leibwäsche, auf Spitzen, pliffirte und gestollte Stidereien u. zu legen, die oft bald ihre Schönheit einbüßen, bei der Wäsche große Mühe und Zeit-Aufwand erfordern und sich im Gebrauche meist als unpractisch erweisen. Für eine mittlere Ausstattung genügen erscheinen uns: 3 Dhd. Hemden, 18 Nachthemden, 6-12 Nachtsjaden, 12 Nachthanden oder -Rehe, 3 Dhd. Strümpfe, der heutigen Mode entsprechend von farbigen Zwirn, Baumwolle, Wolle und Seide, 4 Dhd. Taschentücher von Leinen und Batist, 2 Dhd. Feinleider von Shirting und Bardend, 6 Anstandsbröcke, 3 Flanel, 6 weiße Röcke, 3 Krüsk-Mäntel, 1-1¹/₂ Dhd. Bezüge, je nach der Einrichtung mit Leberzügen oder Couverts, 6 Mädchen-Bezüge und 12 Gedede, à 18, 12, 8, 6 Personen, in Damast, Jaquard und Drell, möglichst zwei der kleineren Tischtücher von gleichem Muster, 4 Dhd. Kaffee-Servietten und 2 Dhd. kleinere Servietten. C. A.

Frau A. W. in Bonn. — Sie haben Ihre interessanten Ausföhrungen dem Verfasser übermittelt.

Bezugsquellen: Hutformen, Seite 191; C. Kirchhoff, W. Jägerstr. 23. — Federkränze, seidene Tischentücher, Seite 191; M. Levin, C. Hansveitstr. 1. — Stridmaterial für Winterstrümpfe, Seite 191; Arnold in Witten bei Braunsbach (Pöbmer). — Stoffe für Promenaden-Touletten, Seite 191; B. Jannmann und Neffe, Wien, Stadt, Albrechts-Platz 5. — Abzieh-bilder, Seite 192; A. Deh, W. Friedländerstr. 191. — Kückenstücken, Seite 192; C. Kruppe, W. Feiningerstr. 129.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.